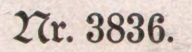
Illustrirte Zeitung

Verlag von J. J. Weber, Leipzig



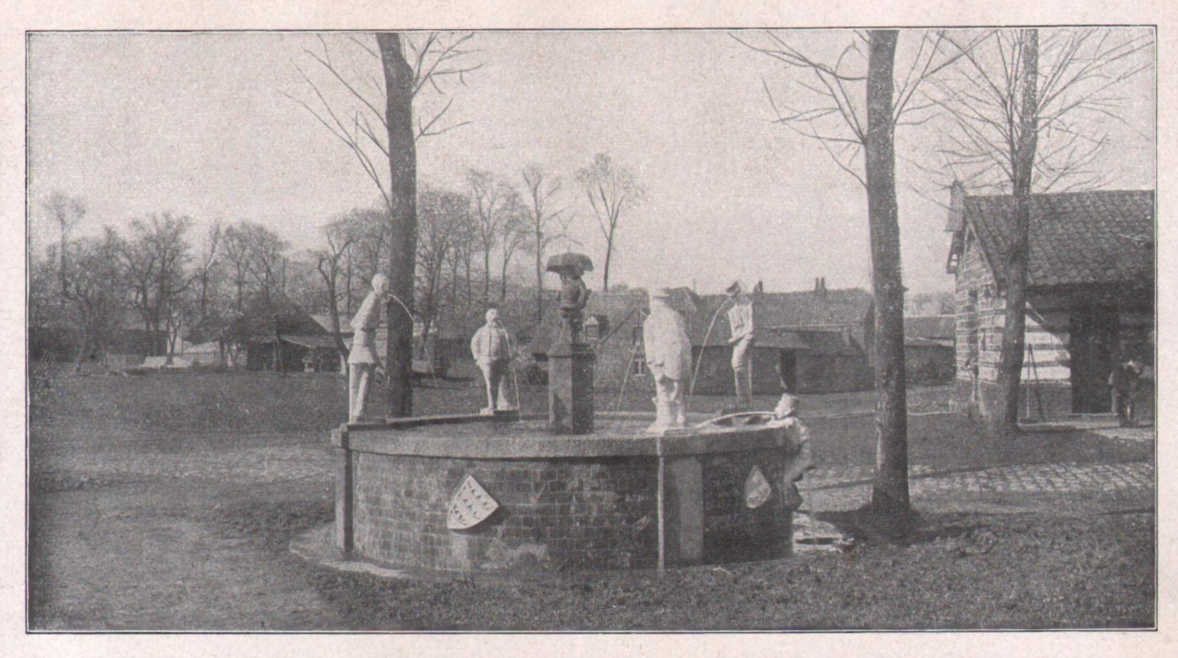
Nr. 3836.

Kriegsnummer 127.

Preis 1 Mark.



Mr. Grey.



Gesamtansicht des Spottbrunnens.

Nikolai Nikolajewitsch.

Der Spottbrunnen in Nordfrankreich.

Überall im deutschen Heere zeigt sich die Neigung, mitten in dem Ernst des Krieges dem Humor und dem Spott sein Recht zu geben. An einer Stelle hat diese Neigung buchstäblich monumentalen Ausdruck gefunden. Bei einer Feldfliegerabteilung des Westens, die, bei der langen Dauer des Stellungskrieges, sich ein immer behaglicher gewordenes Heim geschaffen hat, ist ein „Spottbrunnen“ entstanden, der, wie die Abbildungen zeigen, ein Kunstwerk hohen Ranges und zugleich eine köstliche Satire auf unsere Feinde ist. Der Brunnen steht auf einem Hügel unmittelbar an einer Landstraße, das Becken sauber in Ziegelstein aufgemauert, die etwa zwei Drittel lebensgroßen Figuren solide in Zement gegossen. In der Mitte sehen wir den italienischen Generalissimus, Cadorna, dem immer das Wetter nicht gefällt, unter seinen Regenschirm gekauert, mit dem Barometer im Arme. Während ihm das Wasser vom Schirm läuft, müssen seine Kollegen elend Wasser speien. Am sauersten scheint das dem langen Nikolai Nikolajewitsch und Grey in seiner schottischen Tracht zu fallen; sie halten sich schauernd Bauch und Brust. John Bull, fromm das Gesangbuch unter dem Arm, den Löwenschwanz zwischen die Beine gekniffen, würde Whisky dem Wasser vorziehen, das ihm der böse Feind einzwingt. Großartig dagegen ist die Pose Herrn Poincarés, der das Wasser mit derselben Virtuosität wie seine prahlerischen Reden herausschleudert.

Die Urheber dieses Kunstwerkes sind zwei bei der Abteilung dienende Bildhauer, die die den Fliegern sich aufdrängende winterliche Mußezeit so trefflich angewandt haben. Kehrt der französische Herr des Grundstückes einst zurück, so wird er, wenn er klug ist und Sinn für Humor und Kunst oder für — Geld hat, den Brunnen sorgfältig schonen. Die Bewohner der drei benachbarten Städte werden gern Eintrittsgeld zahlen, um diese Verspottung der Leute zu sehen, die sie ins Unglück gerissen haben. Oder werden wir die Figuren mitnehmen und in Deutschland wiederaufrichten? Verdient hätte es dieses Denkmal soldatischen Humors.

Hauptmann R.

Kriegschronik.

21. November (Fortsetzung).

Im Monat Oktober sind 146 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 306 500 Bruttoregistertonnen von Unterseebooten und Torpedobooten der Mittelmächte aufgebracht, versenkt oder durch Minen verlorengegangen. Ferner sind 72 neutrale Handelsfahrzeuge mit insgesamt 87 000 Bruttoregistertonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feind versenkt worden.

Seit Kriegsbeginn sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 3 322 000 Tonnen feindlichen Handelsschiffraums verlorengegangen; davon waren 2 550 000 Tonnen englisch.

Eines unserer U-Boote versenkte am 14. November im Englischen Kanal ein französisches Bewachungsfahrzeug. Außer sechs feindlichen Handelsschiffen wurde von demselben U-Boot der norwegische Dampfer „Ullvang“, der Kriegsmaterial für die französische Regierung an Bord hatte, versenkt.

Die Gesandten Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens in Athen sind durch die Entente ausgewiesen worden.

22. November 1916.

Ein Angriff der Engländer nordwestlich von Serre brach in unserem Abwehrfeuer zusammen.

Nördlich von Campulung wiederholten sich die vergeblichen rumänischen Angriffe gegen die deutsche und österreichisch-ungarische Front.

An der Roten-Turm-Paßstraße und in den Seitentälern des Alt wurde kämpfend Boden gewonnen.

Widerstand des geschlagenen Gegners durch Bajonett und Attacke schnell brechend, drangen vormittags von Norden west- und ostpreußische Infanterie, von Westen her Eskadrons des Kürassierregiments Königin als erste deutsche Truppen in Crajova ein.

Östlich von Paralovo (Mazedonien) gewannen unsere Gardejäger eine Höhe zurück und hielten sie gegen mehrere starke Angriffe.

Die englische Admiralschaft teilt mit, daß das britische Hospitalschiff „Britannic“ am Morgen des 21. November im Zea-Kanal (Ägäisches Meer) durch eine Mine oder ein Torpedo zum Sinken gebracht worden ist. Es wurden 1106 Personen gerettet, wovon 28 verletzt sind. Man glaubt, daß 50 Personen ums Leben gekommen sind. Die „Britannic“, ein mit Turbinen versehener Dreischraubendampfer der White-Star-Linie, war erst 1914 fertiggestellt worden. Sie besaß einen Raumgehalt von 47 500 Bruttoregistertonnen.

23. November 1916.

Bei Crajova fielen neben anderer Beute 300 Eisenbahnwagen in unsere Hand.

Die Gefechte östlich des Ochridasees endeten mit dem Rückzug des Gegners.

An der deutsch-bulgarischen Front zwischen dem Prespasee und dem östlichen Cernalauf wurden mehrfache Teilvorstöße, an der Höhenstellung östlich von Paralovo starke Angriffe des Feindes zurückgeschlagen.

24. November 1916.

Mehrere Angriffe der Engländer an der Ancre erreichten nirgends unsere Stellung, meist brachen sie verlustreich schon im Sperrfeuer zusammen.

In der walachischen Ebene erreichten die Truppen des Generals der Infanterie v. Falkenhayn den Alt.

Im Westzipfel Rumäniens ist der feindliche Widerstand gebrochen. Orsova und Turnu-Severin sind genommen.

Auf dem rechten Flügel der Dobrudschafront wurden russische Kräfte durch Vorstoß bulgarischer Truppen aus dem Vorgelände unserer Stellungen zurückgeworfen. — Kräfte der Heeresgruppe Mackensen haben die Donau an mehreren Stellen überschritten.

Teilvorstöße des Feindes nordwestlich von Monastir und bei Makova scheiterten.

Der russische Ministerpräsident und Minister des Äußeren Stürmer ist zurückgetreten. Sein Nachfolger wurde Trepow, bisher Staatssekretär des Verkehrswesens.



Poincaré.



Cadorna.



John Bull.

Ein deutscher Spottbrunnen in Nordfrankreich.

Nummer 3836. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3836. 148. Band.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Am äußersten rechten Flügel der Westfront.

Nach einer Zeichnung des nach dem flandrischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Rückblick auf das Kriegsjahr 1916: Der Landkrieg.

Von General der Infanterie z. D. A. v. Janson.

Der Rückblick auf das Kriegsjahr 1915 konnte von großen Erfolgen berichten, im Westen von unentwegtem Festhalten der im Herbst 1914 eroberten Landstrecken; von ungebrochenem Widerstande an der italienischen Grenze; von siegreichem Vordringen weit nach Rußland hinein und der Befreiung Galiziens bis auf ein kleines Stück im Nordosten; von der Eroberung Serbiens, Montenegros und Nordalbaniens und der Herstellung einer unmittelbaren und sicheren Verbindung mit der Türkei; im Osmanischen Reiche selbst vom Scheitern der feindlichen Bemühungen, Konstantinopel und die Meerengen zu erobern, von erfolgreichem Widerstande gegen die Russen in Asien und von der Besiegung der Engländer in Mesopotamien.

Um die Jahreswende glichen die Kampfhandlungen schwelendem Feuer, zuerst lohte die Flamme im Osten wieder mächtig empor: an der Strypa in Galizien und demnächst in der blutigen „Neujahrsschlacht“ an der beßarabischen Grenze der Bukowina. Doch waren diese russischen Vorstöße nur ein Vorspiel des am 18. März beginnenden, groß angelegten Angriffs gegen Hindenburgs Front, der, obwohl während zehn Tage mehr als 500000 Mann „zur Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches“ eingesetzt wurden, unter schweren Verlusten scheiterte. Die Wahl des für die Russen ungünstigen Zeitpunktes (Beginn des Tauwetters) läßt erkennen, daß sie ihre Sonderinteressen den Franzosen opferten.

Am 22. Februar hatte nämlich die Armee des Deutschen Kronprinzen einen ebenso heimlich wie sorgsam vorbereiteten Angriff auf Verdun, den Eckpfeiler des französischen Grenzbefestigungssystems und Ausgangspunkt für eine Offensive gegen Metz und nach Deutsch-Lothringen hinein, begonnen. Das Vorgelände des Platzes war nach den neuesten Erfahrungen zu einer gewaltigen Festung umgeschaffen worden, die auch den schwersten Geschützen einen ganz anderen Widerstand leistete als Panzer und Beton. Nur in planmäßigem, sprungweisem Vorgehen vermochten die Unserigen Boden zu gewinnen. Die Franzosen zogen inzwischen mit der Eisenbahn Verstärkungen heran; allein bis Ende April setzten sie 38 Divisionen ein. Trotzdem schloß sich der deutsche Gürtel auf beiden Maasufern immer enger um die Nord- und Nordost-Front. Die Verluste waren schwer, am schwersten auf französischer Seite. Das erste Ziel, die Verhinderung eines französischen Vorstoßes gegen Metz, wurde erreicht, und unverhältnismäßig starke feindliche Kräfte wurden gefesselt und zermürbt. Doch die Franzosen hielten stand, und der Kampf um Verdun blieb im Vordergrunde des Interesses, bis Anfang Juli unsere Feinde im äußersten Westen zu einem Angriff größten Stils übergingen.

Vorher wurde abermals die Hilfe der Russen zur Entlastung für das neue Unternehmen in Anspruch genommen. Nach Ausfüllung der großen Lücken ihres Heeres aus dem unerschöpflichen Quell ihrer Menschenmassen, allerdings unter Verzicht auf genügende Ausbildung, also abermals vorzeitig, leiteten sie am 3. Juni einen großartigen und zuerst erfolgreichen Angriff in Wolhynien ein. Der Rückzug der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand aus dem Festungsdreieck kam indessen unter gleichzeitigem, schnellem Eingreifen der Armee Linsingen von Norden her westlich von Luzk zum Stehen. Der russische Angriff erweiterte sich nach beiden Seiten und gewann in Galizien allmählich Boden, die Bukowina kam aufs neue in den Besitz der Russen. Doch der angestrebte Durchbruch nach Kowel und Wladimir-Wolynsk sowie die Wiedereroberung von Lemberg wurden nicht erreicht, auch gelang es nicht, so viele deutsche Kräfte von der französischen Front abzuziehen, daß sie zum Durchbruch reif wurde.

Dagegen ist es eine mittelbare Wirkung des russischen Angriffs, daß die von der gegen Italien kämpfenden österreichisch-ungarischen Armee Mitte Mai mit großem Anfangserfolge von Tirol aus nach Venetien hinein eingeleitete Offensive zum Stehen kam.

Inzwischen hatten die Franzosen und Engländer, trotz der Mißerfolge des Vorjahres, den Durchbruchsgedanken wiederaufgenommen und alle verfügbar zu machenden Kräfte dazu im Westen auf engem Raume, im südlichen Artois und in der Pikardie, versammelt. Am 1. Juli begann der Angriff an der Ancre und auf beiden Ufern der Somme, begleitet von Gegenangriffen bei Verdun und sonstigen Vorstößen. Doch die deutsche Heeresleitung ließ sich nicht zur Zersplitterung verleiten, sie behielt ihre Nerven und verstand es, die Kräfte richtig zu verteilen.

Wir müssen nun zunächst die Vorgänge auf dem Balkan und im Gesamtgebiete des Osmanischen Reiches nachholen. Anfang Januar vollendeten die Engländer und Franzosen die im Dezember 1915 begonnene Räumung der Halbinsel Gallipoli und gaben damit ihre Absicht, die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen auf diesem Wege, auf, ein noch nicht dagewesener Ausgang eines englischen Flottenunternehmens. Die Truppen wurden nach der griechischen Hafenstadt Saloniki zur Verstärkung der im Herbst des Vorjahres dort ausgeschifften Streitkräfte übergeführt, um mit Hilfe der Reste des serbischen Heeres und der in Albanien gelandeten Italiener Serbiens Wiedereroberung einzuleiten und die von den Mittelmächten erkämpfte Verbindung mit der Türkei zu unterbrechen, somit den Erfolg zu beseitigen, der die Aussichtslosigkeit des Unternehmens gegen die Dardanellen besiegelt hatte. Diese Absicht gelang nicht. Die deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarische Armee unter Mackensen hielt im Stellungskriege an der mazedonischen Grenze stand. Ebensowenig vermochten die „Schützer der Schwachen“, trotz Anwendung der brutalsten Maßregeln, Griechenland zur Aufgabe seiner Neutralität zu bewegen und sich dadurch von der Sorge um ihren Rücken zu befreien.

Im Kaukasus (Armenien) machten die Türken nach mit wechselndem Glück geführten Kämpfen einige Fortschritte, in Persien drängten sie die Russen zurück. Ein großes Ereignis war die Waffenstreckung (28. April) der in Kut el Amara im Irak seit Ende November 1915 eingeschlossenen Engländer, ein Erfolg, den leider Generalfeldmarschall von der Goltz, dessen organisatorischer Tätigkeit die Türkei so viel verdankt, und der dort die Oberleitung hatte, nicht erleben sollte. Befinden sich auch noch englische Truppen in jenem Gebiete, so darf doch die Gefahr einer Verbindung mit den Russen als beseitigt angesehen werden. Die angestrebte Inbesitznahme des Landweges nach Indien ist gescheitert. Dagegen blieb bisher Englands Stellung in Ägypten unerschüttert.

So war die Lage zu Anfang August bei Beginn des dritten Kriegsjahres. Wir kehren wieder zum westlichen Kriegsschauplatz zurück. Das „große Auskehren“ Nordfrankreichs und Belgiens vom Feinde als Beginn einer Offensive nach Deutschland hinein war noch nicht geglückt. An Stelle des geplanten Durchbruchs waren die deutschen Linien nur auf beschränktem Raume ein- und zurückgedrückt worden. Das ist auch bis jetzt der einzige Erfolg unerhörter Anstrengungen, eines noch nicht dagewesenen Einsatzes von Menschen und Munition, von der das „neutrale“ Amerika einen beträchtlichen Teil lieferte. Die Rücksichtslosigkeit und Ausdauer der Angriffe übertreffen alles, was die Kriegsgeschichte kennt. Die blutigen Opfer waren auf beiden Seiten groß, bedeutend größer auf der Seite unserer Feinde. Selbst die nächsten Ziele — die Straßenknoten Bapaume und Péronne — wurden nicht erreicht, obwohl auch ihr Gewinn keineswegs von entscheidender Bedeutung gewesen wäre.

Die außerordentliche Inanspruchnahme der deutschen Streitkräfte an der Somme hatte naturgemäß einen Stillstand unserer Offensive vor Verdun zur Folge. Joffre glaubte uns dort so geschwächt, daß er den Zeitpunkt zum Versuch eines Durchbruchs auf dem rechten Maasufer gekommen wähnte. Mit der Eisenbahn wurden unbemerkt neue Truppen dorthin geführt, und das neblige Wetter des 24. Oktober bot Gelegenheit zu einem überraschenden Vorstoß. Er glückte, und das zerschossene, bereits geräumte Fort Douaumont fiel in Feindeshand. Die Franzosen gewannen ein Stück Gelände, in dem alle Stellungen durch das Feuer eingeebnet, alle älteren Werke nur noch Trümmerhaufen waren. Die deutsche Stellung wurde zurückverlegt, aber weder jetzt noch durch die Wiederholung eines Angriffs im Dezember durchbrochen.

Was im Westen nicht gelang, sollte durch die äußerste Kraftanstrengung der Russen im Osten und durch das Eingreifen der Rumänen in den Krieg bewirkt werden. Das Ziel war ein vielfaches: Durchbrechen unserer Ostfront an verschiedenen Stellen, vornehmlich Fortsetzung des von Wolhynien aus unternommenen Vorstoßes; Wiedergewinnung Galiziens; Eroberung Siebenbürgens (als Sonderziel Rumäniens); Vordringen durch die Dobrudscha zur Wiedereroberung Serbiens und zum Abschneiden der Mittelmächte von der Türkei; im Anschluß daran Eroberung Konstantinopels und der Meerengen, um diese Gebiete endgültig Rußland einzuverleiben — Verwirklichung des alten russischen Traumes und, wie der Leiter der Politik Rußlands öffentlich bekannte, das wahre Kriegsziel. Mitwirken sollte dazu Sarrails Armee in Saloniki im Verein mit den Italienern. Alles das war gleichzeitig als Entlastung der Franzosen in ihrer Heimat behufs Fortsetzung ihrer Durchbruchsversuche sowie der Italiener gedacht, die einen neuen Angriff auf die küstenländische Front in der Richtung auf Triest einleiteten. Es war ein gewaltiger einheitlicher Plan, den England durch Deutschlands Aushungerung in Ausnutzung seiner Meerbeherrschung zu krönen gedachte. Den Mittelmächten kam keinerlei Hilfe von auswärts, die unseren Feinden aus ihren weiten Kolonialgebieten und in Gestalt an Material aus neutralen Ländern so reichlich zufloß. Eine Katastrophe schien sich vorzubereiten — man wurde an Preußens Lage in den schlimmsten Zeiten des Siebenjährigen Krieges erinnert. Gewiß hatten unsere Gegner einen einheitlichen Plan, sie sprachen sogar unzutreffenderweise von einer „einheitlichen Front“, aber die einheitliche Tat war auf der Seite des Vierbundes.

Am Schluß des zweiten Kriegsjahres regelten Deutschland und Österreich-Ungarn gemeinsam das Befehlsverhältnis im Osten aufs neue. Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg wurden alle Heeresgruppen auf der Front von der Ostsee bis in das nördliche Galizien hinein „zu einheitlicher Verwendung nach Vereinbarung der beiden Heeresleitungen zusammengefaßt“, während Erzherzog Karl (der jetzige Kaiser) den Oberbefehl über die Streitkräfte im übrigen Galizien und in Siebenbürgen übernahm. Nur vier Wochen später ernannte der Deutsche Kaiser Hindenburg zum Chef des Generalstabes des Feldheeres, an seine Stelle als Oberbefehlshaber des nördlichen Teiles der Ostfront trat Prinz Leopold von Bayern.

Zeitlich fiel hiermit Rumäniens Kriegserklärung an Österreich-Ungarn, die endgültige Lösung eines verräterischen Doppelspiels, zusammen. Deutschland und die Türkei erwiderten ihrerseits diese Kriegserklärung, bald auch Bulgarien. Raubgierig stürzte sich der neue Feind auf das nur schwach verteidigte Siebenbürgen, doch bald sah es sich einer neuen deutsch-österreichisch-ungarischen Armee unter General v. Falkenhayn, dem bisherigen deutschen Generalstabschef, gegenüber, während eine aus Deutschen, Bulgaren und Türken zusammengesetzte Heeresgruppe unter Generalfeldmarschall v. Mackensen am Südufer der Donau erschien, sich einiger rumänischer Brückenköpfe bemächtigte, durch die Dobrudscha vordringende Russen, Rumänen und Serben schlug und in der zweiten Hälfte des Oktober über die Bahnlinie Cernavoda—Constantza zurückwarf. Falkenhayn besiegte Ende September bei Hermannstadt und demnächst bei Kronstadt die Rumänen. Der Übergang über die Pässe der Transsylvanischen Alpen wurde erkämpft, das östliche Siebenbürgen vom Feinde gesäubert. Südlich des Szurdukpasses durchbrach am 18. November die 9. Armee unter Falkenhayn bei Targu-Jiu die 1. rumänische Armee, und bald darauf begann ein in aller Stille wohlvorbereiteter umfassender Angriff auf den in der Walachei stehenden Feind von Norden und Westen und seitens der zur Heeresgruppe Mackensen gehörigen Donau-Armee unter Kosch von Süden. Der einheitliche Oberbefehl wurde Mackensen übertragen. Im Vordringen unter dauernden Kämpfen schlug die 9. Armee in den Tagen vom 1. bis zum 3. Dezember den Feind völlig am Arges, während die Donau-Armee nach Abweisung eines mit russischer Verstärkung ausgeführten starken Gegenstoßes Gelände gewann. Die befestigte Hauptstadt Bukarest fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände der Unserigen, und die nun eine zusammenhängende Linie bildende Heeresgruppe Mackensen drang in unaufhaltsamer Verfolgung nach Osten und demnächst auf beiden Donau-Ufern nach Norden vor. Der Übergang bulgarischer Streitkräfte von der Dobrudscha her auf das linke Ufer beschleunigte die Auflösung des rumänischen Heeres. Eine unermeßliche Kriegsbeute fiel in die Hände der Unserigen, außerdem große Vorräte an Getreide und Benzin, in dem eroberten Petroleumgebiete fand man weniger zerstört, als zu vermuten war, alles das von hohem Wert für die Gesamtkriegführung. Zur richtigen Würdigung der Größe des Erfolges genügt ein Rückblick auf die vorerwähnten Kriegsziele unserer Gegner. Alle sind gescheitert; darüber hinaus ist das jüngste Glied des Vierverbandes so gut wie unschädlich gemacht, und eine zweite Eisenbahnverbindung nach der Türkei wurde eröffnet, Truppen für andere Unternehmungen verfügbar. Die inzwischen andauernde russisch-rumänische Entlastungsoffensive gegen unsere Ostfront scheiterte südlich des Dnjestr, und nördlich des Stromes wurden auf unserer Seite sogar Fortschritte gemacht. Wir wiederholen: es war ein Erfolg der einheitlichen Tat, eines rein sachlichen und hingebungsvollen Zusammenwirkens aller Verbündeten — kämpfen doch die Truppen des Osmanischen Reiches, abgesehen von dem eigenen Gebiete, auf drei Kriegsschauplätzen des Ostens. Man vergleiche dieses ernste gemeinsame Kämpfen mit der theaterhaften Vertretung Rußlands gewissermaßen durch eine Deputation auf dem westlichen Kriegsschauplatze, man vergleiche auch den sich immer mehr zuspitzenden Streit zwischen den Regierungen und Heerführern des Vierverbandes mit der großzügigen einheitlichen Heeresleitung durch Hindenburg, der alle verständnisvoll und willig sich fügen! Für die Festigkeit und innere Einheitlichkeit des auf innige Interessengemeinschaft mit voller Gleichberechtigung der einzelnen gegründeten Bundes der Mittelmächte spricht nichts deutlicher, als daß selbst ein weltgeschichtliches Ereignis größter Bedeutung — der Tod des verehrungswürdigen Kaisers Franz Joseph — seinen Bestand nicht zu erschüttern vermochte, und daß der in vollster Manneskraft stehende, zielbewußte und tatenfrohe Kaiser Karl unentwegt an dem Übernommenen festhält. Trug das Jahr 1916 bis zum Herbst auf unserer Seite, abgesehen von dem Angriff auf Verdun, den Charakter der erfolgreichen Abwehr, so brachte der Feldzug in Rumänien eine Erlösung vom Stellungskriege und mit dem einsetzenden Bewegungskriege entscheidende Erfolge. Darum konnten am 12. Dezember Deutschland und seine Verbündeten ihren Feinden nunmehr den Frieden anbieten, entschlossen, weiterzukämpfen bis aufs Äußerste im Falle der Ablehnung des Friedensangebots, die in der Tat erfolgt ist.

Die Schilderung des Seekrieges wird von anderer Seite erfolgen, doch soll hier das Gemeinsame — denn zu Lande und zu Wasser ist das Ziel dasselbe — angedeutet werden. Äußerlich scheint die Verbindung der beiden Teile der Wehrkraft sich am auffälligsten auf einem Gebiete zu vollziehen, in dem Deutschland sich die ausgesprochene Überlegenheit erkämpft hat, im Luftkriege — haben doch Luftschiffe des Heeres und der Marine gemeinsam Unternehmungen gegen England ausgeführt. Bedeutsamer jedoch ist ein anderes Zusammenwirken: Mitwirkung der Flotte am Küstenschutz und Sicherung der Flottenbasis durch das Heer an den deutschen und österreichisch-ungarischen Küsten sowie das Festhalten neu gewonnener Flottenstützpunkte in Kurland und Flandern. Besonders innig und erfolgreich erwies sich die Verbindung zwischen Heer und Flotte in den türkischen Meerengen und dem angrenzenden Seegebiete trotz des bescheidenen Umfanges der dort verfügbaren Seestreitkräfte. Die großartige Tätigkeit unserer U-Boote kommt sogar in erster Linie, wenn auch mittelbar, der Kriegführung auf dem Lande zugute. Schließlich müssen wir des noch andauernden heldenmütigen Kampfes unserer ostafrikanischen Schutztruppe gegen eine überwältigende Überzahl, der sich auch die Portugiesen (bisher ihre einzige Betätigung) zugesellt haben, gedenken.

Nach alledem darf Deutschland, dessen ganze nicht waffenfähige Bevölkerung sich nunmehr am Hilfsdienst für den Krieg beteiligt, mit reinem Gewissen und vollem Vertrauen der Zukunft entgegensehen.



Von den Kämpfen einer Reservedivision an der Somme: Baumbeobachtung. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.

Militarismus.

Von Viktor Hueber.

In seiner in der Duma am 3. Dezember gehaltenen Rede erklärte Ministerpräsident Trepow unter anderm: „Wir müssen den Krieg bis zur Vernichtung des deutschen Militarismus führen, bis es ihm unmöglich ist, sich in naher Zukunft wieder zu erheben.“ — Daß das Hauptkriegsziel der Entente die Vernichtung des deutschen Militarismus sei, erfuhren wir aus der Rede Trepows nicht zum erstenmal. Ungezählt oft wurde dies bereits insbesondere von den heute am Ruder befindlichen englischen Staatsmännern ausgesprochen. Es ist also nicht neu. Aber die Beharrlichkeit, mit der dieses Schlagwort immer von neuem wiederholt wird, nötigt, ab und zu wieder zu dieser stereotypen Auslassung Stellung zu nehmen, ihren Inhalt, von dem es ungewiß ist, ob sein Entstehen mehr auf Irrtum oder mehr auf Heuchelei zurückzuführen ist, bloßzulegen und kritisch zu untersuchen.

Unsere Gegner erblicken im deutschen Militarismus angeblich eine stete Gefahr für eine friedliche Entwicklungsmöglichkeit aller übrigen Staaten. Es fragt sich nun: Schafft eine solche Gefahr nur der deutsche, oder tut dies jedweder Militarismus überhaupt? — England und Rußland werden sich beeilen, hierauf zu erwidern: Selbstredend jeder. Damit wäre jedoch gesagt, daß nur das Deutsche Reich allein „militaristisch“ denkt, und daß — indem man den Deutschen dies durch eine ihnen zugefügte Niederlage ein für allemal unmöglich macht — das den Frieden der Völker bedrohende militaristische Prinzip für immer und überhaupt aus unserem Dasein beseitigt wird.

Angenommen, es würde sich bezüglich der deutschen Denkungsweise so verhalten, wie die Entente es vorgibt und beständig behauptet, so bliebe noch immer die Frage offen, ob es denn, sei es durch eine militärische Niederlage, die das Deutsche Reich am Schlusse dieses Weltkrieges erleidet, sei es durch irgendwelche anderen tauglichen Mittel, auch wirklich möglich ist, zu verhindern, daß Deutschland sich auch in der Zukunft militaristisch gebärde. Trepow scheint an eine solche Möglichkeit selbst nicht zu glauben, denn er schränkt das Maß seiner Erwartungen und jener der Entente vorneweg ein, indem er das erwähnte Ziel nach dessen Erreichung nur für die Dauer einer „nahen Zukunft“ auch festhalten zu können hofft.

Eine militaristische Politik Deutschlands in dem Sinne, den ihr die Entente gegeben hat, also eine Politik, die beständig mit den Waffen klirrt, hat zur Voraussetzung, daß sie über eine wirksame Waffe verfüge. Um das Gefahrsmoment, das in einer solchen Politik nach Auffassung Trepows und all der anderen Redeführer der Alliierten für die friedensliebende Welt liegt, auszumerzen, müßte den Deutschen ihre Waffe, und da diese in ihrer heutigen militärischen Überlegenheit besteht, die Stärke ihrer Wehrmacht entwunden werden. Dies läßt sich durch einen den Feldzug entscheidenden Sieg über die deutschen Heere allerdings auf eine Weile lang erreichen. Dauernd kann jedoch der Deutsche durch nichts daran gehindert werden, sich das Verlorene wiederzuerringen, sofern in ihm der entschiedene Wille hierzu vorhanden ist. Als Bonaparte nach dem Feldzuge 1806 der damaligen preußischen Wehrorganisation Daumschrauben anlegte, brachte das unter dem Druck des Korsen tief niedergebeugte Preußen es nicht nur zuwege, die Forderung des allmächtigen Bezwingers nach numerischer Beschränkung der preußischen Armee zu umgehen, sondern fand vielmehr darin eben den Antrieb, die von der Not geborene Scharnhorstsche Improvisation einer allgemeinen Wehrpflicht schon im Jahre 1814 in eine bleibende Einrichtung umzuwandeln und damit den eigentlichen Grund zu der in den folgenden Jahrzehnten mit erstaunlicher Raschheit vor sich gegangenen Erstarkung und Ausgestaltung des preußischen Heerwesens zu legen.



Österreichisch-ungarische Kavallerie bei Dorna-Watra während eines Versuchs, die russischen Stellungen zu umgehen.

Vom Kriegsschauplatz in der Bukowina.

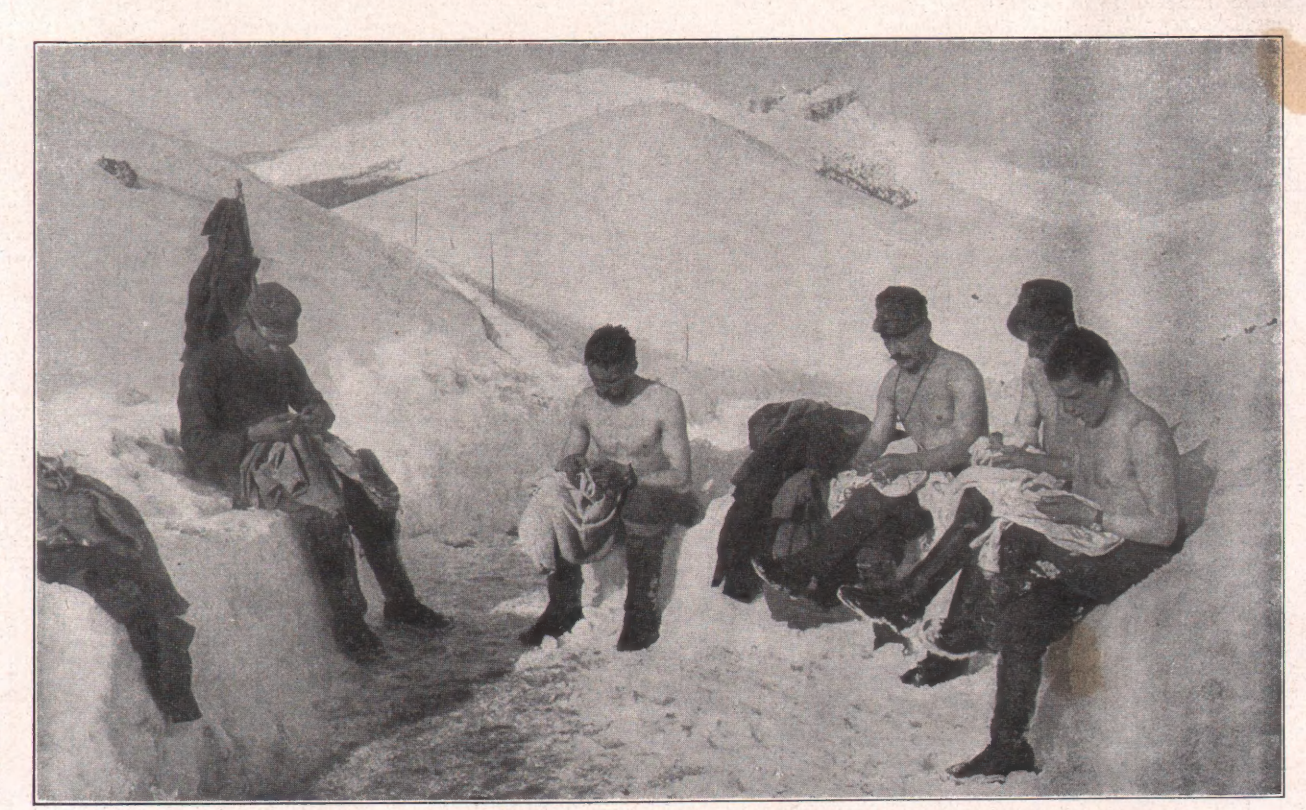
Wenn Trepow hofft, daß wenigstens für eine nahe Zukunft das Übergewicht Deutschlands gebrochen werden soll, so wäre der Wert eines solchen Erfolges, selbst wenn er zustande käme, sehr problematisch. Wie die Geschichte lehrt, hat die Wirkung eines Jena nicht ausgereicht, zu verhindern, daß die Preußen nicht schon binnen wenigen Jahrzehnten sich von der Niederlage so gänzlich erholten, daß ihnen nun der alte Rang, den sie sich unter Friedrich dem Großen errungen, wieder zukam. Nun ist das heutige Deutschland aber doch noch etwas ungleich anderes, als es das Preußen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war. Zudem wird sich Trepow wohl kaum der Illusion hingeben, daß der „entscheidende Sieg“ der Entente über die Mittelmächte, so groß immer sich ihn unsere Feinde in ihren kühnsten Träumen vorzaubern mögen, niemals auch nur entfernt an die Größe der Kriegserfolge eines Napoleon heranreichen könnte. Wenn aber selbst die Napoleonischen Siege den deutschen „Militarismus“ weder dauernd noch auch nur für eine begrenzte Zeit zu bannen die Macht hatten, so werden es um so weniger die Siege der Entente, die vorläufig noch erst in deren Phantasie existieren, vollbringen.

Unmittelbar nach Beendigung des gegenwärtigen Völkerringens werden alle jetzt kriegführenden Staaten, sowohl die, welche aus dem Kriege siegreich hervorgehen, als auch die unterlegenen, in ihrer militärischen Kraft durch einige Zeit geschwächt sein. Die natürliche Reaktion nach den überstandenen übergroßen Anstrengungen wird sich notwendig und unvermeidlich einstellen. Der Krieg hat die Zahl der wehrfähigen Männer aller kämpfenden Reiche vermindert, hat ihre Finanzkraft stark belastet, in den Reihen ihrer arbeitenden Bevölkerung Lücken gerissen. Die Behebung der durch den Krieg verursachten materiellen Schäden allein wird nach dessen Beendigung an die Arbeitsleistung der von ihnen betroffenen Völker ungeheuer gesteigerte Anforderungen stellen; diesen Anforderungen wird aber eine insgesamt verringerte Leistungsfähigkeit gegenüberstehen. Nur allmählich wird sich wieder ein Gleichgewicht zwischen Müssen und Können erzielen lassen. Anfänglich wird jedoch das, was geleistet werden kann, hinter dem, was alles geleistet werden soll, unvermeidlich mehr oder weniger weit zurückbleiben. Diese allgemeine Folgeerscheinung des Krieges wird sich auch vom Zustande der Wehrmacht der sich gegenwärtig befehdenden Staaten nicht ganz fernhalten lassen. Auch die europäischen Heere werden nach dem Kriege das Bild eines verwundeten Organismus bieten, der der Schonung und Wiederaufrichtung bedarf. In dieser Hinsicht wird sich im Prinzip das Deutsche Reich von den übrigen nicht unterscheiden.

Wenn demnach den Alliierten damit gedient ist, zu wissen, daß einige Zeit hindurch, die unmittelbar auf das Ende des Weltkrieges folgt, der deutsche „Militarismus“ erholungsbedürftig und zur Beteiligung an einem etwa neuen Weltkriege nicht leicht zu haben sein wird, so haben sie es nicht nötig, um dieses Zweckes willen, den für sie in jeder anderen Hinsicht aussichtslosen Kampf noch länger fortzuführen.

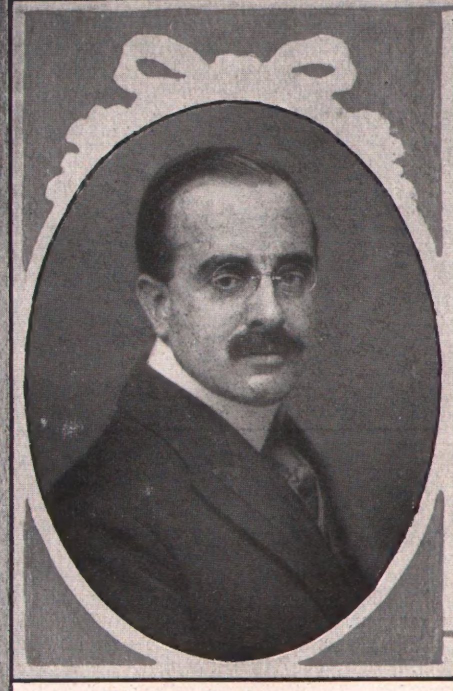


Ausgraben einer Straße auf dem Krn.

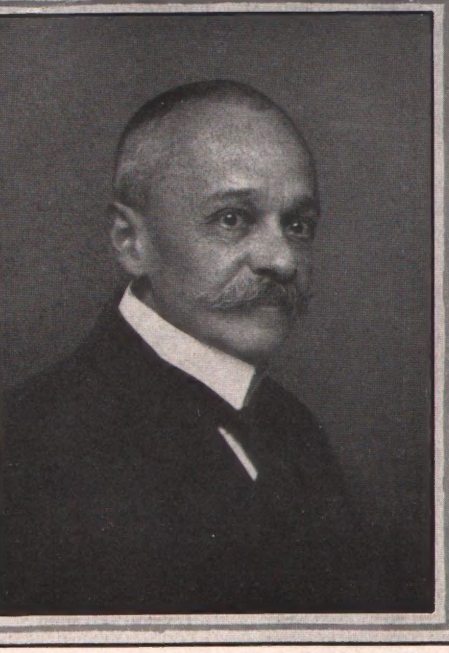


Reinigung vor den Feiertagen an der Front im Hochgebirge. (Kilophot, Wien.)

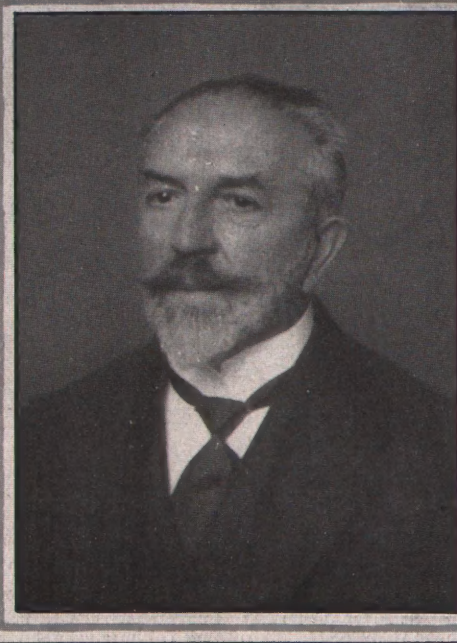
Vom italienischen Kriegsschauplatz.



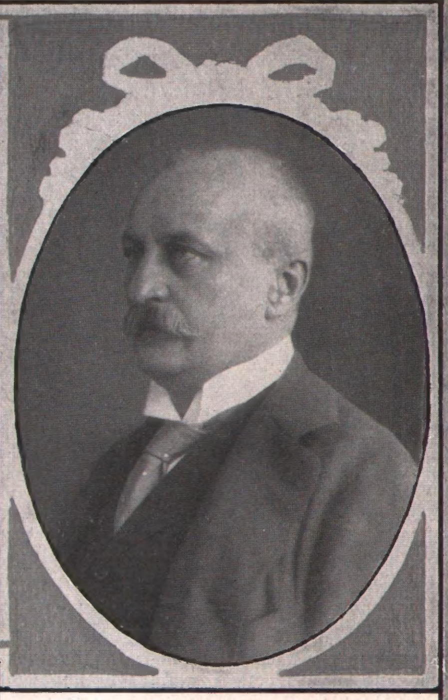
Dr. Ottokar Freiherr v. Trnka,
Minister für öffentliche Arbeiten. (Phot. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt, Wien.)



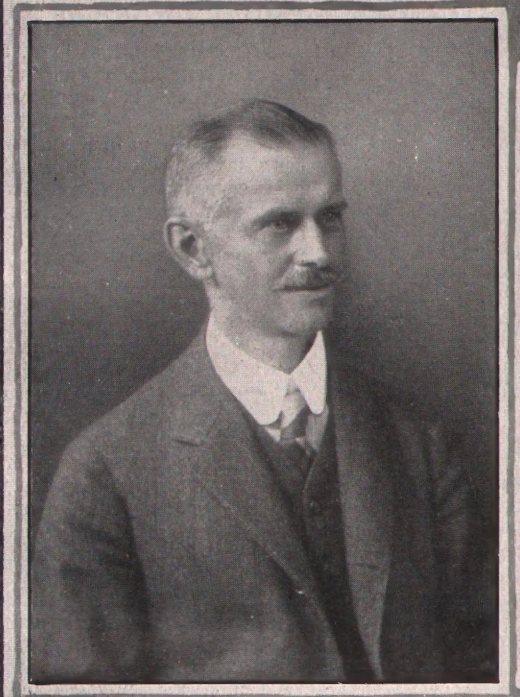
Dr. Josef Freiherr v. Schenk,
Justizminister. (Phot. Jobst, Wien.)



Dr. Michael Bobrzyński,
Minister für Galizien. (Phot. Harkányi, Wien.)



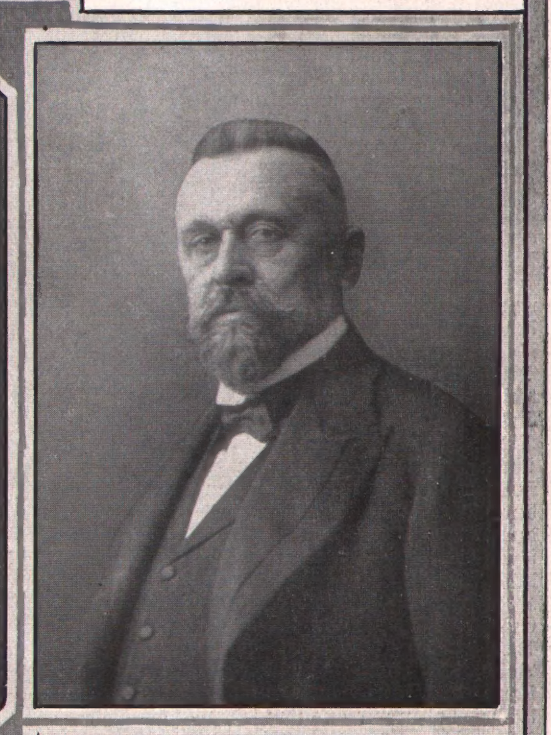
Dr. Zdenko Freiherr v. Forster,
Eisenbahnminister. (Phot. Professor Lenhard, Wien.)



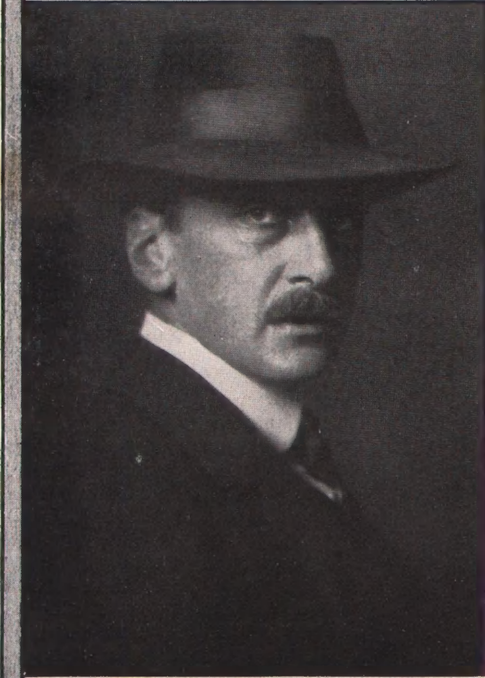
Dr. Karl Urban,
Handelsminister.



Heinrich Graf Clam-Martinic,
Ministerpräsident und Leiter des Ackerbauministeriums. (Phot. Harkányi, Wien.)



Dr. Jos. Maria Baernreither,
deutscher Landsmannminister. (Phot. Kosel, Wien.)



Ottokar Graf Czernin,
Minister des k. u. k. Hauses und des Äußeren für Österreich und Ungarn. (Phot. d'Ora, Wien.)



Dr. Max Frhr. Hussarek v. Heinlein,
Minister für Kultus und Unterricht. (Phot. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt, Wien.)



Generaloberst Freiherr v. Georgi,
Landesverteidigungsminister. (Phot. Schöfer, Wien.)

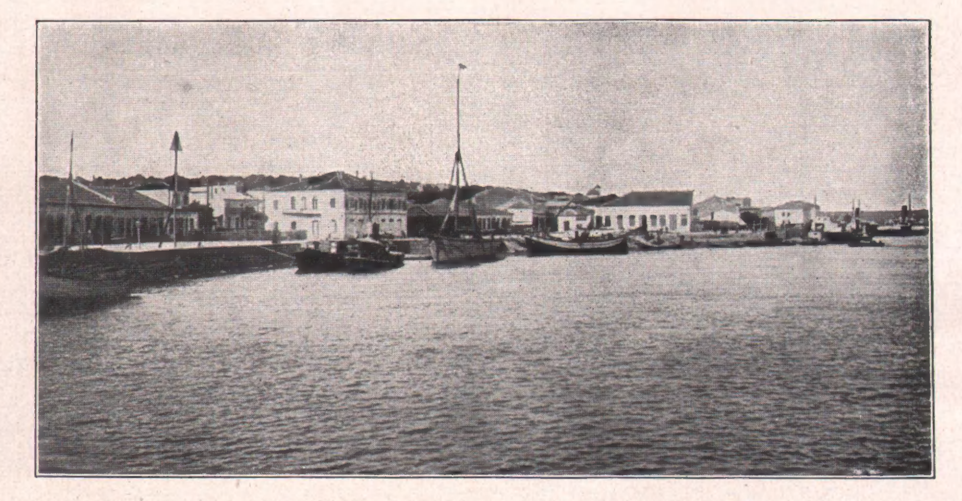
Erasmus Freiherr v. Handel,
Minister des Innern.

Zum Ministerwechsel in Österreich: Das neue Kabinett Clam-Martinic.

Dem Kabinett gehört als Finanzminister Dr. Alexander v. Spitzmüller an, dessen Bild wir in Nummer 3834, als er zum vorläufigen Ministerpräsidenten ernannt war, gebracht haben.



Ansicht der Stadt Tulcea.



Blick auf den Hafen von Tulcea.

Zur Säuberung der Dobrudscha von den russischen Streitkräften General Sacharows: Bilder aus der am 23. Dezember von den Bulgaren besetzten rumänischen Stadt Tulcea am rechten Ufer des unteren Donauarmes.

Im übrigen wird nach Wiederkehr des Friedens jeder vom Krieg hart mitgenommene Staat trachten, sobald als möglich sich aus seinem Schwächezustande herauszuarbeiten; seine Lebenskraft wird von neuem erwachen und das regste Bestreben zeigen, die alte produktive Höhe wiederzuerreichen und über sie noch immer höher hinauszuwachsen. Auch in bezug auf seine Wehrmacht wird jedes Reich diesen Willen bekunden.

Es hängt dann nur von der jedem einzelnen Volke innewohnenden Lebens- und Tatkraft ab, welches Volk sich rascher als die anderen wieder zur ganzen Größe emporhebt. Und es kann schon heute als zweifellos gelten, daß Deutschland hierin den anderen Ländern nicht wird nachstehen wollen. An diesem gesunden Drange, seinen erworbenen Rang in der Welt zu behaupten, sich nicht zurückschieben zu lassen, den das Deutsche Reich nach wie vor betätigen wird, wird niemand etwas ändern können. Gefällt es seinen Rivalen nicht, dann steht es ihnen frei, Deutschland darin zu übertrumpfen, was allerdings nur durch noch größere Leistungen, durch noch gewaltigeren Fortschrittseifer zu erreichen möglich wäre.

Der Weltkrieg hat uns an Erfahrungen aller Art bereichert. Die Lehre jedoch, daß einem Volke, das vorwärts will, eine starke bewaffnete Macht entbehrlich sei, haben wir aus ihm jedenfalls nicht gezogen, wohl aber hat uns dieser Krieg in der Überzeugung vom geraden Gegenteil nur noch bestärkt. Während der Jahre, die dem Kriegsausbruch vorangingen, hatte die Theorie, daß die Armee ein Anachronismus sei, etwas Unnützes, dessen Beibehalt das Staatsgedeihen schwer belaste, bei den Gebildeten und in der breiten Masse des Volkes eifrig um Anhängerschaft geworben. Der Ruf nach „Abrüstung“ wurde immer häufiger und lauter hörbar. Just in Deutschland weckte er in der maßgebenden öffentlichen Meinung und in der Gesetzgebung im Vergleich zu anderen Staaten am wenigsten Widerhall. Zum großen Heile des Deutschen Reiches. Wie wäre es in diesem Kriege mit den Deutschen bestellt gewesen, wenn sie zuvor ihr Schwert hätten einrosten, ihren „Militarismus“ verkümmern lassen. Wenn der Deutsche aus dem Kriege mit dem ganzen ihm gebührenden Glanze hervorgeht, wenn der Ausgang des Krieges ihm die Bahn zu einer segensreichen Zukunft, zu einem noch beispielloseren Aufschwung seiner Gesamtkraft denn zuvor öffnen wird, so dankt er dies seiner vor dem Kriege niemals preisgegebenen Erkenntnis, daß seine Macht in der Welt nur auf der Stärke seiner Armee und Flotte beruht. Soll Deutschland, nachdem ihm jeder Tag von neuem den Beweis für diese Tatsache erbringt, in künftigen Friedenstagen den Glauben an sie wieder fallen lassen? — Dies wird wohl nicht geschehen. Das, was Deutschlands Feinde seinen „Militarismus“ nennen, wird auch in den kommenden Zeiten fortbestehen.

Was ist es nun aber, was den Feinden an diesem Militarismus nicht gefällt, so daß sie ihn zerstören, im Keime ausrotten möchten? Angeblich die durch ihn hervorgerufene beständige Bedrohung des Völkerfriedens. Diese Deutung ist jedoch ganz und gar unsinnig. Wenn es Deutschland schon vor diesem unseligen Weltbrand fernlag, ohne zwingende Not zu den Waffen zu greifen, wenn es schon zuvor auf die Erhaltung des Friedens mit



Generalfeldmarschall v. Mackensen reitet an der Spitze seiner Truppen in Bukarest ein.

allen noch äußerst zulässigen Mitteln bedacht war, so daß es ihm auch wirklich gelang, sich durch fast ein halbes Jahrhundert vor kriegerischen Konflikten zu bewahren, so werden die furchtbaren Schrecken, die der gegenwärtige Krieg auch über das deutsche Volk gebracht hat, nichts weniger als danach angetan sein, in ihm den Wunsch nach Erneuerung eines bewaffneten Zusammenstoßes mit den Nachbarn zu erregen. Es wird seinerseits glücklich sein, wenn es möglichst lange, und — wenn es von ihm allein abhinge — für immer, der Notwendigkeit, zur Waffe zu greifen, enthoben wäre. Aber eben wieder der Weltkrieg hat das deutsche Volk gelehrt, daß es sich niemals in Friedensvertrauen einlullen lassen darf. Es will nicht den Krieg, wohl aber will es auf seiner Hut sein. Es will nicht losschlagen, aber wenn man auf es losschlägt, will es gewappnet sein. Es will, wenn es angegriffen wird, zurückhauen können, und will — dies ist sein gutes Recht — in diesem Kampfe der Sieger bleiben. Die weitestgehende Sicherheit, im Falle eines ihm künftig wieder einmal aufgezwungenen Krieges wieder nicht zu unterliegen, wird das Deutsche Reich nach Beendigung des gegenwärtigen Ringens nur dadurch sich schaffen können, daß es seine tatkräftige Sorge um die möglichste Schärfung seines Schwertes wiederaufnimmt und diese soviel als tunlich beschleunigt. Derjenige Staat Europas, der nach diesem Kriege als erster wieder im Vollbesitz einer zum Kriege bereiten, schlagfertigen Wehrmacht sein wird, wird auch als erster wieder das Gefühl staatlicher Sicherheit erlangen.

Was die Alliierten heute den deutschen Militarismus nennen, ist nicht etwas spezifisch Deutsches. Rußland, England, Frankreich usw. werden nicht minder als das Deutsche Reich nach dem Kriege alles aufbieten, sich militärisch wieder möglichst stark zu machen. Sie befürchten nur heute schon, daß ihnen das tatkräftigere Deutschland hierbei den Rang ablaufen wird. Von dieser Furcht wird ihr sehnlicher, krampfhaft festgehaltener Wunsch geboren, noch während der Dauer dieses Krieges die Deutschen möglichst an die Wand zu drücken.

Wenn der Militarismus nichts anderes als den Willen zur Macht bedeutet, so haftet er den Briten und Russen mindestens nicht weniger als den Deutschen an. In der Vorgabe Trepows, daß der deutsche Militarismus im Interesse des künftigen ungestörten Weltfriedens niedergerungen werden müsse, liegt ein gut Stück Heuchelei. Der deutsche „Militarismus“ soll vielmehr nur niedergerungen werden, damit Albion um so sicherer und bequemer seine angestrebte Weltherrschaft antreten könne. Diesem Streben steht indes außer dem deutschen auch der russische Militarismus entgegen. Und wenn Deutschland in der Tat aus der Konkurrenz der führenden Großmächte ausgeschaltet werden könnte, dann gäbe es erst noch einen gewaltigen Zweikampf zwischen England und dem Zartum auszutragen. Von einem dauernden Weltfrieden oder auch nur von einem solchen in naher Zukunft wäre Europa noch weit entfernt. Dagegen vermag ein aus diesem Ringen gestärkt hervorgehendes Deutschland alle wechselseitigen Übergewichtsbestrebungen Großbritanniens und Rußlands durch sein bloßes achtunggebietendes Dasein in Schranken zu halten.

Der Weltkrieg nähert sich dem Ende. Deutschland und seine Verbündeten haben ihn bisher siegreich geführt, und alle durch unsere tapferen Truppen täglich von neuem geschaffenen Anzeichen



Die riesige Menschenmenge in den Straßen Bukarests am Tage des Einzugs unserer Truppen.

Zur Einnahme der rumänischen Hauptstadt Bukarest am 6. Dezember. (Mil. Film- & Fotostelle.)

sprechen dafür, daß auch der entscheidende Endsieg uns zufallen wird.

Nur ein von den Mittelmächten errungener Endsieg verbürgt auch einen folgenden Frieden auf lange Dauer hinaus. Die Phrase von der Gefährlichkeit des deutschen Militarismus wird nach Beendigung dieses furchtbaren Ringens zerflattern wie ein gespenstischer Schatten beim Hervorbrechen des ersten Sonnenstrahls. Die Heuchelei unserer Feinde wird gezwungen werden, vor der unerbittlichen Wahrheit die Maske zu lüften. Der den Völkerfrieden bedrohende deutsche Militarismus ist ein Hirngespinst. Kein Hirngespinst ist jedoch der unbeugsame Wille des deutschen Volkes, sich die gesicherte Möglichkeit seiner im friedlichen Wettbewerbe fortschreitenden Höherentwicklung auch für alle künftigen Zeitläufe zu erhalten, und zwar — wie anders nicht möglich — gesichert durch den starken Bestand einer ehernen, unzerbrechlichen Wehr.

Darum ist die Rede Trepows hohl, gleichwie auch die Hoffnungen auf noch mögliche Kriegserfolge, die Deutschlands Feinde sich und der Welt noch weiterhin vorzutäuschen suchen, eines Inhalts entbehren.



Vom Kriegsschauplatz in Mazedonien: Bulgarischer Kamelreitertrupp.

Kriegschronik.

25. November 1916.

Im Gyergyogebirge wurde ein feindlicher Angriff an der Batca Neagra blutig zurückgeschlagen.

Südlich des Altdurchbruchs durch die Transsylvanischen Alpen entrissen trotz hartnäckiger Gegenwehr deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Rumänen mehrere Ortschaften. Wieder wurden dabei 3 Offiziere, 800 Mann gefangengenommen. Widerstand des Feindes in der Niederung des unteren Alt wurde gebrochen; wir überschritten dort den Fluß.

Nach Überschreiten der Donau von Süden her haben Kräfte der verbündeten Mittelmächte auf rumänischem Boden Fuß gefaßt. Bei Racovita beteiligten sich wieder Landeseinwohner am Kampfe gegen unsere Truppen.

An der mazedonischen Front vergebliche Vorstöße der Italiener nordwestlich von Monastir, der Serben nördlich von Gruniste.

Teile unserer Seestreitkräfte stießen in der Nacht vom 23. zum 24. November gegen die Themsemündung und den Nordausgang der Downs vor. Bis auf ein Vorpostenfahrzeug, das durch Geschützfeuer versenkt wurde, wurden keinerlei feindliche Streitkräfte angetroffen. Der befestigte Platz Ramsgate wurde durch Artillerie unter Feuer genommen.

26. November 1916.

Wieder griffen bei Batca Neagra im Gyergyogebirge russische Kompagnien ohne jeden Erfolg unsere Stellungen an. Im Alttal ist Ramnicu-Valcea genommen. Im Gelände östlich des unteren Alt hat unter Führung des Generalleutnants Grafen v. Schmettow deutsche Kavallerie eine sich zum Kampf stellende rumänische Kavalleriedivision geworfen und ist in siegreichem Vorwärtsdringen.

Ein durch Feuer von See unterstützter Vorstoß feindlicher Schützen längs der Küste gegen den rechten Flügel der Dobrudscha-Armee scheiterte. Unter den Augen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen ist der Uferwechsel der für die weiteren Operationen in Westrumänien bestimmten Donau-Armee plangemäß durchgeführt.

27. November 1916.

Die beiderseits des Alt von Norden vordringenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des Generalleutnants Krafft v. Dellmensingen haben den Feind hinter den Topologu-Abschnitt geworfen. Östlich von Tigveni durchbrach das sächsische Infanterieregiment Nr. 182, vortrefflich unterstützt durch das zu schneller Wirkung dicht vor dem Feinde auffahrende neumärkische Feldartillerieregiment Nr. 54, die feindlichen Linien und nahm dem Gegner an Gefangenen 10 Offiziere, 400 Mann, an Beute 7 Maschinengewehre ab.

Der Vedea-Abschnitt ist oberhalb und unterhalb Alexandria erreicht, die Stadt selbst genommen.

Von Turnu-Severin her drängten unsere Truppen den Rest der rumänischen Orsovagruppe nach Südosten ab; dort verlegten ihm andere Kräfte den Weg. Der geschlagene Feind hat neben den blutigen Verlusten hier 28 Offiziere, 1200 Mann, 3 Geschütze, 27 gefüllte Munitionswagen und 800 beladene Fahrzeuge eingebüßt.

Auf den Donauhäfen zwischen Orsova und Rustschuk sind unserem Besitz bisher 6 Dampfer und 80 Schleppkähne, meist mit wertvoller Ladung, gesichert worden.

In der Dobrudscha scheiterten mehrere von russischer Kavallerie und Infanterie ausgeführte Angriffe. Ein Vorstoß bulgarischer Bataillone warf den Feind aus dem Vorfeld unserer Stellungen östlich von Erchesec zurück.

In Mazedonien brachen starke Angriffe auf die Höhen östlich von Paralovo an dem zähen Aushalten deutscher Jägerbataillone zusammen. Östlich des Wardar ist ein englischer Vorstoß abgewiesen worden.

Teile unserer Seestreitkräfte unternahmen in der Nacht vom 26. zum 27. November erneut einen Streifzug bis dicht vor die englische Küste. Unweit Lowestoft wurde ein feindliches Bewachungsfahrzeug versenkt und die Besatzung gefangengenommen.

28. November 1916.

Der Alt ist überschritten. Curtea de Arges ist in unserem Besitz. Giurgiu ist gestern genommen worden.

Heftiges Feuer zwischen Prespásee und Cerna leiteten starke Angriffe ein, die zwischen Trnova (nordwestlich von Monastir) und Makovo (im Cernabogen) sowie bei Gruniste von Russen, Italienern, Franzosen und Serben gegen die deutsch-bulgarischen Linien geführt wurden. Der große allgemeine Angriff der Ententetruppen ist völlig

Zur Einnahme der rumänischen Hauptstadt Bukarest am 6. Dezember: Generalfeldmarschall v. Mackensen beim Verlassen der evangelischen Kirche in Bukarest nach Beendigung des Dankgottesdienstes. (Mil. Film- & Fotostelle.)

gescheitert. Unter der vernichtenden Wirkung unseres Artillerie- und Infanteriefeuers hat der Feind schwere, blutige Verluste erlitten, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen.

In der Nacht zum 28. November haben mehrere Marineluftschiffe Hochöfen und Industrieanlagen Mittelenglands mit gutem Erfolg mit Bomben belegt. An verschiedenen Orten konnten Brände beobachtet werden. Zwei Luftschiffe sind der feindlichen Abwehr zum Opfer gefallen.

29. November 1916.

Bei Givenchy südwestlich von Lens scheiterte der im Nebel erfolgende Vorstoß einer englischen Kompagnie.

In den Waldkarpathen und an der siebenbürgischen Ostfront führte der Russe gestern an vielen Stellen gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien Angriffe. Er erlitt eine Niederlage; kleine örtliche Erfolge hat er mit blutigen Opfern erkauft.

Die Armee des Generals der Infanterie v. Falkenhayn ist auf der walachischen Front in siegreichem Vordringen. Vor ihr weicht der geschlagene Feind in Unordnung nach Osten. Pitesti ist genommen.

Nach dem Scheitern der Entlastungsoffensive der Entente von Süden her führte der Feind gestern nur Teilvorstöße nordwestlich von Monastir und bei Gruniste (östlich der Cerna) aus. Auch dabei hat er keine Vorteile erringen können.

30. November 1916.

Im Ypernbogen griffen nach starker Artillerievorbereitung feindliche Abteilungen in etwa 3 Kilometer Breite unsere Stellungen an. Sie wurden durch Feuer, an einzelnen Stellen im Nahkampf abgewiesen.

In den Waldkarpathen und den Grenzgebirgen der Moldau setzten die Russen ihre Angriffe fort. Sie hatten schwere Verluste und mußten sich mit kleinen örtlichen Erfolgen begnügen.

Außer Pitesti ist gestern auch Campulung genommen und dadurch der Weg über den Törzburger Paß geöffnet worden. Dort fielen 17 Offiziere, 1200 Gefangene, 7 Geschütze und zahlreiche Bagagen in die Hand bayrischer Truppen.

Von Ihrer Majestät Kürassierregiment Königin nahm die Eskadron des Rittmeisters v. Borcke bei Ciola Nesti eine feindliche Kolonne mit 17 Offizieren, 1200 Mann gefangen und erbeutete dabei 10 Geschütze und 3 Maschinengewehre.

Die Donau-Armee ist kämpfend im Vordringen. Bei den Angriffen gegen die Rumänen zeichneten sich unter Führung des Majors Aschauer schleswig-holsteinische, bückeburgische und bayrische Reservejäger aus.

Seit dem Donau-Übergang hat die Armee dem Feinde 43 Offiziere, 2421 Mann, 2 schwere und 36 Feldgeschütze, 7 kleine Kanonen und 7 Maschinengewehre sowie 32 Munitionsfahrzeuge abgenommen. Nordwestlich von Monastir mißglückte ein feindlicher Vorstoß. Vom Westhang des Ruinenberges bei Gruniste, dessen Gipfel in den letzten Tagen oftmals vergeblich durch den Gegner angegriffen wurde, sind die Serben wieder vertrieben worden.

Die griechische Regierung hat sich endgültig geweigert, die Waffen auszuliefern. König Konstantin hat angeordnet, daß das 1. Armeekorps gegen die Besetzung griechischer Gebäude, die bereits von griechischen Truppen besetzt sind, Widerstand leisten soll.

1. Dezember 1916.

An der Zlota Lipa wiesen ottomanische Truppen mehrere russische Angriffe ab, stießen dem zurückflutenden Feinde nach und brachten ihm dabei schwere Verluste bei. Zahlreiche Gefangene wurden zurückgeführt.

Russen und auf dem Südflügel Rumänen setzten ihre Entlastungsvorstöße in den Karpathen fort. Zwischen Jablonica-Paß und den Höhen östlich des Beckens von Kezdivasarhely (Luftlinie 300 km) griff der Gegner erbittert an; auch gestern brachte hoher Einsatz von Blut und Munition an kaum einer Stelle der langen Front ihm Vorteile. Vielfach gingen unsere Truppen zum Gegenangriff über und entrissen dem Feind Gelände, das er tags zuvor erobert hatte. Besonders zeichneten sich am Smotrec die Marburger Jäger aus, die vorstoßend sich über 40 Gefangene und 2 Maschinengewehre aus der feindlichen Stellung holten.

In Westrumänien nahmen den von ihrer Armee abgeschnittenen rumänischen Truppen die deutschen und österreichisch-ungarischen Verfolger über 300 Gefangene ab.

Die über Campulung und Pitesti längs der Flußufer in der Walachei vordringenden Kolonnen machten reiche Beute an Gefangenen, Geschützen und Fahrzeugen, insbesondere Bagagen.

Gegen unsere vom Alt her vorgehenden Kräfte setzte sich der Feind in den zahlreichen Flußabschnitten zur Wehr; er wurde geworfen. Auch der Offensivstoß einer rumänischen Division, der unsere Kavallerie auswich, konnte unser Vorgehen nicht aufhalten.

Die Donauarmee erkämpfte den Übergang über die Neajlov-Niederung und nähert sich dem Unterlauf des Arges in der Richtung auf Bukarest.

Außer den hohen Verlusten haben die Rumänen gestern — die gemeldete Zahl ausschließlich — über 2500 Gefangene, 21 Geschütze, dabei 3 Mörser, eingebüßt.

In der Dobrudscha griff der Feind den bulgarischen linken Flügel an; im Feuer brachen die angreifenden Massen zusammen. An dem Fehlschlag konnten auch englische Panzerkraftwagen nichts ändern, deren zwei vor den Hindernissen zerschossen liegen blieben.

Die Truppen der Entente stießen wieder vergeblich gegen die deutsch-bulgarischen Stellungen nordwestlich von Monastir und bei Gruniste östlich der Cerna vor.

2. Dezember 1916.

Russische Vorstöße nördlich von Smorgon und südlich von Pinsk scheiterten verlustreich.

Die Angriffe der Russen und Rumänen in den Waldkarpathen und siebenbürgischen Grenzgebirgen waren vergeblich und mit schweren Verlusten für den Feind verbunden. Deutsche Truppen in den Waldkarpathen machten bei Gegenstößen an einer Stelle über 1000 Gefangene.

Die Kämpfe in der Walachei entwickeln sich zu einer großen Schlacht.

Der aus dem Gebirge südöstlich von Campulung heraustretende Armeeflügel gewann in den Waldbergen zu beiden Seiten des Dambovitza-Abschnittes kämpfend Boden.

Am Arges, südöstlich von Pitesti, ist die sich zum Kampf stellende 1. rumänische Armee von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen durchbrochen und geschlagen worden.

Weiter unterhalb bis nahe der Donau ist der Arges im Kampf erreicht.

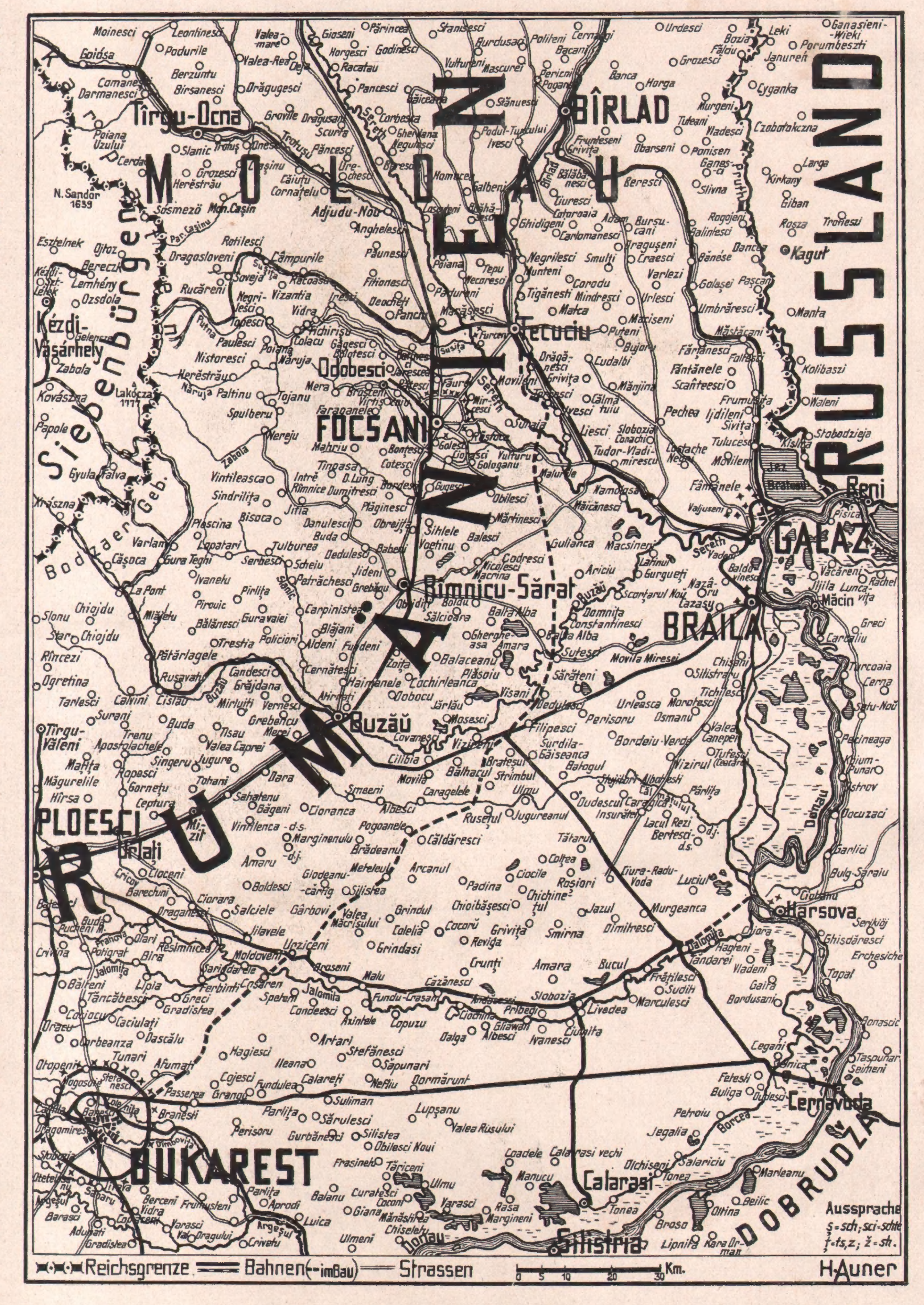
An Gefangenen hat — soweit Zählung bisher möglich — der 1. Dezember uns 51 Offiziere und 6115 Mann, an Beute 49 Geschütze und 100 gefüllte Munitionswagen neben vielen hundert anderen Truppenfahrzeugen eingebracht.

In der Dobrudscha schlugen bulgarische Truppen starke russische Angriffe ab.

Vorstöße der Entente nordwestlich von Monastir und bei Gruniste blieben ohne jeglichen Erfolg.

Nachdem große Teile Rumäniens in die Hände der Mittelmächte gefallen sind, ist von diesen eine Verwaltung des eroberten Gebietes eingerichtet worden. An der Spitze dieser Militärverwaltung in Rumänien steht der General Tülff v. Tschepe und Weidenbach.

Eines unserer Unterseeboote hat am 27. November in der Nähe von Malta den französischen vollbesetzten Truppentransportdampfer „Karnak“ (6816 Tonnen), der sich auf dem Wege nach Saloniki befand, versenkt.



Zu dem Sieg der verbündeten Truppen bei Rimnicu-Sarat am 27. Dezember nach fünftägigem Ringen: Karte des Kriegsschauplatzes in der Großen Walachei und der südlichen Moldau.

Aus dem Bericht der Obersten Heeresleitung: „Der 27. Dezember brachte der 9. Armee des Generals der Infanterie v. Falkenhayn den vollen Sieg in der Schlacht bei Rimnicu-Sarat über die zur Verteidigung Rumäniens herangeführten Russen. Der am 26. Dezember geworfene Feind suchte durch Gegenstöße starker Massen den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Die Angriffe scheiterten. Preußische und bayrische Infanteriedivisionen stießen dem zurückflutenden Feinde nach, überrannten seine in der Nacht neuangelegten Stellungen und drangen über Rimnicu-Sarat hinaus vor. Gleichzeitig durchbrachen weiter südöstlich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die stark verschanzten Linien der Russen, wehrten auch hier heftige, gegen die Flanke geführte Gegenangriffe ab und kamen kämpfend in nordöstlicher Richtung vorwärts. Wieder erlitt der Gegner bei seiner Niederlage schwere blutige Verluste. Die Zahl der von der 9. Armee in den Kämpfen bei Rimnicu-Sarat gemachten Gefangenen beträgt im ganzen 10 220 Russen.“



Zum Jahrestag der Eroberung des Lowcen (Montenegro) am 10. Januar: General der Infanterie Ignaz Trollmann, der Eroberer des Lowcen.

Nach einem im Felde nach dem Leben geschaffenen Aquarell von Roman Dreßler.



Zum Jahrestag der Eroberung des Lowcen am 10. Januar: Heldengräber auf dem Lowcen; Blick auf die Bocche di Cattaro.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach der Natur gezeichnet von Professor M. Zeno Diemer.

„Und führe uns nicht in Versuchung.“

Erzählung von Hans-Wilhelm Hollm.

Draußen heulte der Februarsturm des ersten Kriegswinters um die Kajütfenster. Wir aber, die Kampfschiffe eines der Verbände unserer Hochseeflotte, lagen heute — ausnahmsweise — mit unseren Schiffen fest am sicheren Kai. Die Sorge für das Halten der Anker und der Ketten, für die Sicherheit des Schiffes und der Besatzungen war uns für achtundvierzig Stunden genommen. Offiziere und Mannschaften freuten sich der kurzen Entlastung vom anstrengenden Wachtdienst gegen die Elemente und den Feind.

Wir waren nun im siebenten Kriegsmonat. Wir fingen an, uns darüber klar zu werden, daß der Krieg lange, vielleicht sehr lange dauern werde. Das Riesenhafte der englischen Hilfsquellen, die mit ihrem Golde, ihren Kabeln und mit Hilfe einer bezahlten Presse auch die Neutralen in ihren Bannkreis zu ziehen vermochten, rückte deutlicher in unseren Gesichtskreis. Die große Bedeutung der Seemacht in all ihren Bestandteilen, die wir älteren Offiziere theoretisch alle aus kriegsgeschichtlichen Studien kannten, trat auch für diesen Krieg bei uns immer greifbarer und ganz praktisch in die Erscheinung. Wir begriffen, daß wir um ein sehr hohes Ziel, die Befreiung der ganzen Welt von dem unerträglichen Joche, das Englands Seetyrannei uns und allen anderen Völkern auferlegt und weiter auferlegen will, lange und schwer zu kämpfen haben würden. Wir sahen, wie sich die Neutralen unter der brutalen Faust Englands wanden und duckten. Mehr und mehr erkannten wir, daß wir in diesem beispiellosen Kampf um Existenz und Zukunft ganz allein auf eigene Kraft, eigenes Wollen und Können angewiesen seien. Wie hatten wir uns doch alle den Krieg so anders gedacht! Wir hatten es alle nicht für möglich gehalten, daß die stolze, prahlerische englische Flotte sich in die sicheren Westhäfen der Britischen Inseln verkriechen würde. Auf Kampf und Sieg in rangierter Schlacht gleich in den ersten Tagen hatten wir gerechnet, war unser Denken eingestellt gewesen. Den Siegen unserer tapferen Landtruppen folgten wir mit Gefühlen, gemischt aus Bewunderung, brennendem Interesse und einem kleinen Einschlag anständigen Neides. Wie hätten auch wir so gern gleich von Anfang an dem opferwilligen deutschen Volke unser Wollen und Können draußen auf hoher See bewiesen! Nun waren die großen Schiffe schon seit Kriegsbeginn zum aufreibenden tatenund ruhmlosen Wachtdienst an der Küste und in den Flußmündungen gezwungen worden. Gelegentlich und öfter, als die Welt erfuhr, waren wir ja draußen, zu Vorstößen in See oder in die englischen Gewässer. Aber auch der Donner unserer Kanonen vor Lovestoft und Hartlepool brachte uns die englischen Geschwader nicht vor die Klinge. Waren solche Fahrten in die Nordsee auch immer eine lebhaft begrüßte Auffrischung für die ganzen Besatzungen, so blieben der öden Wach- und Hafentage doch noch reichlich genug. Der Feind zeigte sich nicht. Nur Minen und U-Boote wurden hier und da gesichtet. Wir beneideten die Kreuzer und Torpedoboote, die am 24. Januar 1915 hatten fechten und schlagen können. Auch wir wären so gern dabeigewesen; als wir uns damals dem Kampfplatz näherten, war der Feind gen Westen abgezogen. So blieb uns nur übrig, den tapferen Kreuzern draußen in der Nordsee unsere Hurras entgegenzutragen. Den Verlust des „Blücher“ schworen wir uns zu, nach bestem Können zu rächen.

Der tägliche Dienst hielt uns zwar gängig; wir hatten dafür zu sorgen, daß unsere Waffen schneidig und scharf blieben. Den Einwirkungen der vielen Liegetage auf die Besatzung arbeiteten wir mit Erfolg durch zweckmäßige Beschäftigung entgegen. Die Offiziere fanden hier ein dankbares Feld der Betätigung. Der Wissensdurst der Mannschaften war groß. Für viele der Leute waren diese Kriegsmonate eine neue Schule und eine Quelle der Bildung. Die Besatzungen standen bei Ausbruch des Krieges hinsichtlich ihrer Ausbildung schon auf einer Art Höhepunkt. Im Kriege hatten wir fleißig weitergearbeitet. Einzelnen erfinderischen Talenten war freie Bahn für nützliche Verbesserungen aller Art gegeben. Aber etwas fehlte uns doch: die wirkliche Bewegungsfreiheit auf unserem Element. Die trüben, nebligen Wintertage und die langen Winternächte, die kahlen, kriegsmäßigen, komfortlosen engen Wohnräume, der Mangel an körperlicher Bewegung des einzelnen, die unterbrechungslose Unrast und Unruhe des Bordlebens blieben doch nicht ganz ohne Einwirkung. Auch wir lebten in gewissem Sinne ein Schützengrabenleben, freilich ein in mancher Hinsicht — Bett und Essen — doch noch besseres als das Brüder der Armee. Wenn man nach vierstündiger Kriegswache in eisiger Winternacht unter Deck kam, fand man doch einen durchwärmten Raum und eine gemachte Koje. Daß aber der Geist und die Begeisterung der Besatzungen in Summa nicht gelitten haben, das hat der ganze Verlauf des Krieges und insbesondere die Skagerrakschlacht später doch erwiesen. — Wir Kommandanten hatten uns heute abend, einer freundlichen Aufforderung folgend, auf einem der Schiffe zusammengefunden. Unser Gastgeber hatte uns an diesem Hafenruhetage zur Teilnahme an seinem bescheidenen Abendbrot eingeladen. Noch war die Beschränkung in den Lebensmitteln, die das Jahr 1916 brachte, nicht eingetreten. Im Bewußtsein des gesicherten Liegeplatzes und in behaglicher Stimmung nach treu erfüllter Pflicht saßen wir bei der Zigarre und einer milden Punschbowle zusammen, nachdem wir bei Tisch Kriegslage und Zukunftsaussichten wieder einmal ausgiebig besprochen hatten. Daß bei diesen Gesprächen die Gemüter oft aufeinanderplatzten, und die Ansichten nicht überall die gleichen waren, ist nur zu natürlich. Aber die Optimisten überwogen auch heute bei weitem. So wurde der Vorschlag, nunmehr zur Abkühlung und Abwechslung einmal aus eigenen Erlebnissen zu erzählen, wie wir es bei solchen Zusammenkünften schon öfters getan hatten, allgemein zustimmend aufgenommen. Unser heutiger Wirt, der sich bei überschwenglichen Zukunftsprophezeiungen gern etwas zurückhielt und still und ernster als die übrigen dem Gange der Unterhaltung gefolgt war, war erbötig, diesmal das Wort zu nehmen.

„Der Krieg hat uns ja alle, die wir hier sitzen, näher aneinandergebracht“, fing er an. „Da kann man ja auch einmal aus der Schule plaudern und etwas mehr aus dem eigenen Leben von sich geben, als man es wohl sonst tut. So will ich Ihnen einmal eine ernsthafte Geschichte von mir selbst erzählen. Das Problem, das sie behandelt, ist Ihnen ja aus mancherlei Romanen usw. sattsam bekannt und auch unter uns wohl schon gelegentlich erörtert. Also in medias res! Sie wissen, ich ging einige Jahre vor dem Kriege nach Ostasien, um dort das Kommando eines unserer dortigen Kreuzer zu übernehmen. An dem ehrenvollen Kampfe bei den Falklandinseln teilzunehmen, in dem das Kreuzergeschwader die Treue zu Kaiser und Reich mit tapferer Tat bewiesen hat, war ihm nicht beschieden. Ich habe ihn später nach Hause gefahren. Das brave alte Schiff tut jetzt hier in der Heimat noch nützliche Kriegsdienste.

Herr Gott, war das eine Freude, als ich damals dies Auslandskommando bekam! Ich erhielt den Ausreisebefehl funkentelegraphisch auf der Rückfahrt vom Herbstmanöver nach meinem Heimatshafen, wohin ich das damals geführte Schiff brachte. Die Ausrüstung war bald beschafft, alles tiptop, für alle Klimate und Gelegenheiten. Der Abschied von Frau und Kindern ist in solchen Fällen gerade kein Genuß, das wissen Sie alle. Aber meine Frau ist ein Musterexemplar von einer Seemannsfrau, und meine Freude auf das neue Kommando machte auch ihr den Abschied leichter. Ich stieg in Genua auf den Postdampfer. Das Köstliche einer solchen Ausreise brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Freier Passagier unter den angenehmsten Lebensverhältnissen, Seefahrt ohne Verpflichtungen, angenehme Reisegesellschaft, das sagt alles.

Auf dem Dampfer lernte ich die junge Frau eines deutschen Kaufmanns aus Hinterindien kennen. Rheinländerin, noch kinderlos, scheinbar sehr gute Vermögenslage. Sie war schon zwei Jahre als junge Frau draußen gewesen und kehrte von ihrem ersten »Heimatsurlaub« zu dem immer schwer arbeitenden und wohl eine erhebliche Zahl von Jahren älteren Gatten zurück. Ich hatte mich anfangs meiner Gewohnheit gemäß in der Anknüpfung von Bekanntschaften zurückgehalten. Es war so schön, zuerst die Menschen in aller Ruhe beobachten zu können, ohne direkt mit ihnen verkehren zu müssen. In Neapel und Port Said strömte auch alles an Land und genoß den kurzen Hafenaufenthalt. Dann erst kam die Zeit der längeren Seetörns, damit auch die Langeweile und das Bedürfnis für Unterhaltung. Ich lernte die junge Frau — nennen wir sie Hertha — die sich schon bei Antritt der Reise an ein deutsches Ehepaar, das als »Globetrotter« Japan besuchen wollte, angeschlossen hatte, an einem wundervollen Abend im Roten Meer kennen. Wir standen zusammen auf dem Promenadendeck, und der herrliche, farbenprächtige Sonnenuntergang war der Anknüpfungspunkt der ersten Unterhaltung. Hertha war ein Stück von einer Künstlerin, sie malte beachtenswerte Aquarelle. Die Farbentöne im Roten Meer sind ja für solche Studien, die sie mir später zeigte, ein ganz besonders geeignetes Objekt. Da ich, wenn auch schlimm dilettantenhaft, gelegentlich selbst den Wasserfarbenpinsel schwinge, war ein erstes gemeinsames Interessengebiet angeschnitten. Die junge Frau war keine ausgesprochene Schönheit. Schlank und doch etwas voll von Figur. Etwas sehr Sicheres lag in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen. Kastanienfarbenes, üppiges Haar, zum dichten Knoten im Nacken geschürzt. Ein sehr ansprechendes, feines, Intelligenz verratendes Gesicht, über dem gelegentlich ein gewisser unbefriedigter Ernst lag. Sie gewann ganz außerordentlich und bekam lebhafte Farben, wenn sie sich mit Eifer an einer fesselnden Unterhaltung beteiligte. Sie war eine Professorentochter und hatte viel Theoretisches und Praktisches gelernt. Sie kannte viel von der

Welt, war literarisch und auf sozialem Gebiet gut beschlagen. Hatte sich in letzterem Fache auch ausübend vor ihrer Heirat kurze Zeit betätigt. Die Unterhaltung mit ihr wurde mir im Laufe der Reise immer interessanter und zum Genuß. Sie hatte einen reichen Schatz wertvoller Bücher mitgenommen, von denen wir nacheinander einige lasen und besprachen. Ich staunte oft über das klare Urteil und die sicheren Kenntnisse dieser sechsundzwanzigjährigen jungen Frau. Ich habe wenig Frauen in meinem Leben getroffen, die, ohne Blaustrumpf zu sein, so anregende Unterhaltung führen konnten. Der Abend vereinigte uns oft zu einer Whistpartie, bei der sie — eine seltene Gabe bei Frauen — Logik und Kartenverstand bewies. Von ihrem Manne und ihrem Heim sprach sie nicht oft. Dann aber immer mit einer großen Achtung vor dem alle Schwierigkeiten überwindenden redlichen Fleiße des Gatten. Gelegentlich hatte ich den Eindruck, daß ihr etwas im Leben zur vollen Befriedigung fehle. Mir fiel auf, daß sie sich nie oder doch sehr selten, wie andere Damen, mit den Kindern beschäftigte, die, etwa dreiviertel Dutzend an Zahl, in sehr niedlichen Exemplaren die Kinderkabinen füllten. Nur einmal beobachtete ich, daß sie ein süßes kleines Mädel von drei Jahren mit blonden Locken und roten Bäckchen, als niemand anderes zugegen war, aufhob und abküßte, dann aber, wie auf einem Verbrechen ertappt, schnell wieder losließ. Sie selbst schien mir zur Mutter wie geschaffen. Sie wissen, Nietzsche will das ganze Wesen des Weibes aus der Mutterschaft her aufgelöst und begriffen haben. Mir kam gelegentlich der Gedanke, daß hier die Ursache und Quelle von Herthas Unbefriedigtheit zu suchen sei. Sie sprach nie über das Thema oder über Kinder überhaupt. Für die Photographien der meinigen, die ich ihr gelegentlich zeigte, hatte sie zunächst ein aufwallendes Interesse, dann schob sie sie abweisend beiseite. Sie stand nach dieser Unterhaltung etwas plötzlich auf und ging in ihre Kabine. Wir wurden im Verlauf der Reise immer besser miteinander bekannt. Wir kamen uns freundschaftlich sehr nahe. Ich hatte früher oft an der Möglichkeit einer von jeder sinnlichen Regung freien Freundschaft zwischen Mann und Weib gezweifelt. Hier schien sich mir die Tatsache der Möglichkeit zu bestätigen. Und doch! An einem Abend stiegen mir Zweifel auf. Zwischen Aden und Colombo wird ja bekanntlich an Bord der großen Postdampfer immer einer der üblichen Bälle arrangiert. Das Wetter im Indischen Ozean ladet in dieser Herbstjahreszeit geradezu ein. Störungslos zieht der Dampfer Tag und Nacht seinen Weg. Der Monsun schafft angenehme Kühlung, die See ist glatt, und nur leichte Schaumköpfe sind auf dem Wasser. Die Weitgereisten wissen, daß hier der Höhepunkt der Reise liegt und haben daher für diese Zwecke die Toilette bereit. Hertha erschien in einem wundervollen und zweifelsohne frisch aus dem Atelier gekommenen Kostüm. Das ganze Kleid ein Gedicht. Im zartesten Hellblau an der ausgeschnittenen Taille beginnend, vertiefte sich die Farbe des Unterkleides bis zum Saume des Rockes zum satten Kornblumblau. Dazu ein mit Silberfäden durchzogener Überwurf aus feinstem durchsichtigen Spitzengewebe. Den schönen Hals schmückte eine kostbare Perlenkette. Sie war entzückend frisiert, und die ganz besonders kleinen Füße steckten in silbernen Halbschuhen, die gerade die zur Toilette passenden blauen Strümpfe sehen ließen. Sie machte an diesem Tage großen Eindruck und tanzte wie rasend. Sie tanzte gut und flog von Arm zu Arm. An diesem Abend war sie ganz Weib, ein kleiner Hauch von Ausgelassenheit kam über sie. Als ich mit ihr tanzte, mischte sich auch in meine Gefühle etwas von jenen, die über reine Freundschaft hinausgehen.

In Singapore holte sie ihr Mann vom Dampfer ab. Sie setzte die Reise von dort ab mit einem Küstendampfer fort. Das Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte, traf zu: Ein vornehmer deutscher Überseekaufmann in reiferen Jahren, tadellos gekleidet, hastig und etwas nervös abgearbeitet. Er stellte mir für einen etwaigen späteren Aufenthalt im Hafen seines Wohnortes sofort sein Haus gastlich zur Verfügung. Wir nahmen Abschied. Wir beide, Hertha und ich, bedauerten, daß die schöne Zeit des Zusammenseins zu Ende war. Ich übernahm in Schanghai mein Schiff. In vollen Zügen genoß ich in den kommenden Monaten das große Glück, Kommandant eines im Ausland fahrenden Schiffes zu sein. China, Japan, die Philippinen — alles mir bis dahin unbekannte Länder — besuchten wir. Immer gastlich aufgenommen, immer der Kommandant eines S. M. S. Kreuzers und damit ein kleiner König. Nebenher gingen der Ausbildungsdienst und die Schießübungen. Doch das alles kennen Sie ebensogut wie ich. Nach etwa acht Monaten führten mich meine Reisebefehle zu mehrwöchigem Aufenthalt »zufällig« in den Hafen, wo Hertha lebte. Ein wenig habe ich bei Aufstellung des Reiseplanes mit Erfolg »geschoben«. Nach Erledigung der formellen Besuche stattete ich der Reisebekanntschaft vom Postdampfer her meinen ersten Besuch ab. Ich war ordentlich erpicht auf das Wiedersehen und neugierig, wie ich das Haus und die Menschen vorfinden würde.

Die Aufnahme war die erwartete und herzliche. Über die Environs des Hauses war ich zunächst etwas betroffen. Daß Herthas Mann zu den Wohlhabenden gehörte, hatte ich sicher vermutet. Ich sah jetzt, daß er in der Lage war, seiner Frau alle Bequemlichkeiten zu bieten, die Orient und Okzident aufweisen. Man weiß ja bekanntlich da unten sehr gut zu leben. Die Anlage der Häuser mit ihren schattigen Gärten und kühl gehaltenen Veranden muß die erschlaffenden Einflüsse des Klimas ausgleichen helfen. Ein Troß von indischen Dienern bevölkerte das herrlich gelegene Haus. Zwei Autos standen jederzeit zur Benutzung bereit. Fast schämte ich mich der bescheidenen Rikscha und des schwitzenden Kulis, die mich hinausgefahren hatten. Die gern gegebene Aufforderung, im Hause selbst Wohnung zu nehmen, mußte ich aus dienstlichen Gründen leider ablehnen. Der Kommandant ist doch auch in solchen Zeiten an Bord nötig. Aber die Nachmittage und Abende, die mir der nicht große offizielle Verkehr und der Dienst frei ließen, verbrachte ich oft und gern in den komfortablen Räumen des gastlichen Hauses. Oft in Gesellschaft von Kameraden und Bekannten des Hauses, oft auch als einziger Gast der kinderlosen Leute. Dort lernte ich ein mir noch unbekanntes Talent an Hertha schätzen. Sie war — was sie auf dem Dampfer völlig verschwiegen hatte — sehr musikalisch und sang, wenn auch nicht künstlerisch, so doch weit über dem Durchschnitt.

Ihr wohlklingender Alt hatte etwas außerordentlich Ansprechendes, Wohltuendes. Ihr Gesang löste bei mir immer die liebe Erinnerung an die Heimat und die Angehörigen aus. Im bequemen Sessel bei weitgeöffneten Verandatüren sitzend, konnte ich ihr stundenlang zuhören.

Man brauchte nur um irgendein Lied zu bitten, so ging sie an den Flügel, begleitete sich selbst, oft nur die Melodie andeutend, und sang das Lied. Ich bin kein musikalischer Held, Volkslieder und was man aus Opern und Operetten kennt und schon öfters gehört hat, sind mir das Liebste. Und das konnte ich dort haben. Hier und da auch eine kurze Erklärung dazu, die auf tieferes Musikverständnis schließen ließ.

Herthas Mann sprach viel von Geschäften und der Politik, die mit diesen Geschäften zusammenhingen. Sein Interessenkreis war sonst nicht groß, weniger aus Mangel an Bildung und Verständnis als aus Zeitknappheit.

Es war damals die Zeit des »Gummi-Booms«. Plantagen wurden gekauft und verkauft, schwindelnde Summen dabei umgesetzt. Das ganze Sinnen und Trachten des Mannes war fast fanatisch auf sein Geschäft gerichtet. Der materielle Gewinn, den er kaum nötig hatte, schien ihn weniger zu locken, als das Gefühl, im Kampfe mit anderen Sieger zu bleiben. Man merkte Herthas Mann fast stets an, daß ihm jede Ablenkung, wie Tennisspiel oder dergleichen, nur die Arbeitszeit kürzte und, wenn er mitmachte, er es nur der jungen Frau, die er offenbar herzlich liebte, zu Gefallen tat. Diese übergroße Emsigkeit der deutschen Kaufleute im Auslande, die den englischen Lebensauffassungen diametral widerspricht, ist sicher eine der Ursachen des sonst unverständlichen Hasses aller Briten gegen alles Deutsche. Und bei aller Wertschätzung des deutschen Überseekaufmanns habe ich doch ein gewisses Verständnis dafür, daß dies Übermaß von Arbeitsaufwendung für geschäftliche Zwecke, das letzten Endes nicht glücklich macht, zu frühem Verbrauch der eigenen Kräfte — besonders in den Tropen — führt, das Familienleben beeinträchtigt und gesunden Sportssinn hindert, nicht richtig ist und mit einem gewissen Recht Unmut bei Engländern auslöst, deren Lebensgrundsatz sich in das Schlagwort »comfort with respectability« zusammenfassen läßt. Worin einbegriffen ist, daß der Mensch nicht nur zum Arbeiten da ist, sondern auch ein gewisses Anrecht, ja einen zwingenden Anspruch auf ruhige Erholung, verbunden mit Sport, hat. Ein Engländer, mit dem ich damals mancherlei interessante Dinge und auch den aufkeimenden englisch-deutschen Gegensatz besprach, faßte seine Meinung in seiner dazu besonders geeigneten Sprache, wie folgt, zusammen: »Wenn ich um vier oder fünf Uhr nachmittags meine Office schließe und zum Polo gehe, dann zieht sich mein deutscher Konkurrent, den ich durch das Fenster sehen kann, den Rock aus und sagt, nun geht's erst los mit der Arbeit. Sehen Sie, das ist ja klar, daß er mich dann schließlich aus dem Sattel setzt. Aber wir wollen Sport treiben und hier im Ausland wie Gentlemen leben. Wir brauchen das und wollen uns in unseren Lebensgewohnheiten durch die Deutschen, die wir zugelassen haben zur freien Konkurrenz, nicht stören lassen.«

Wie gesagt, ganz unrecht konnte ich dem Manne nicht geben, und ich denke, der Krieg wird in diesem Sinne auch für uns zum Lehrmeister werden. Freilich, daß der englische Geschäftssinn und Neid so weit gehen würden, um auf Grund dieser Beschwerden einen Weltkrieg zu entfesseln, der Millionen von Männern das Leben kosten und unsägliches Elend über die Welt bringen sollte, hätte ich damals nicht für möglich gehalten.

Selbstverständlich war das Ehepaar auch mehrfach Gast bei mir an Bord. Unsere Hafenzeit näherte sich programmäßig dem Ende. Definitive Reisebefehle standen in Aussicht. Auch meine Offiziere hatten, wie üblich, das Bedürfnis, sich für die genossene Gastfreundschaft zu revanchieren. Wir veranstalteten eine der beliebten Nachmittagstanzunterhaltungen mit Tee an Bord. Das Schiff sah famos aus. Das Oberdeck war gefüllt mit tanzlustigen Damen und Herren. Hertha war ohne ihren Mann gekommen. Er wollte sie gegen Ende des Nachmittags abholen. Etwas Besonderes, ein Hauch von Schwermut und Entsagung lag an diesem Tage über ihr. Sie sah auch diesmal wieder vorzüglich aus. Sie trug ein ganz weißes Mousselinkleid, den Rock, der Mode entsprechend, in mehreren Glocken übereinander angeordnet. An dem herzförmigen Aus-



Winter in Montenegro: Österreichisch-ungarische Kraftwagenkolonne auf dem Wege nach Cettinje.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von Professor M. Zeno Diemer.



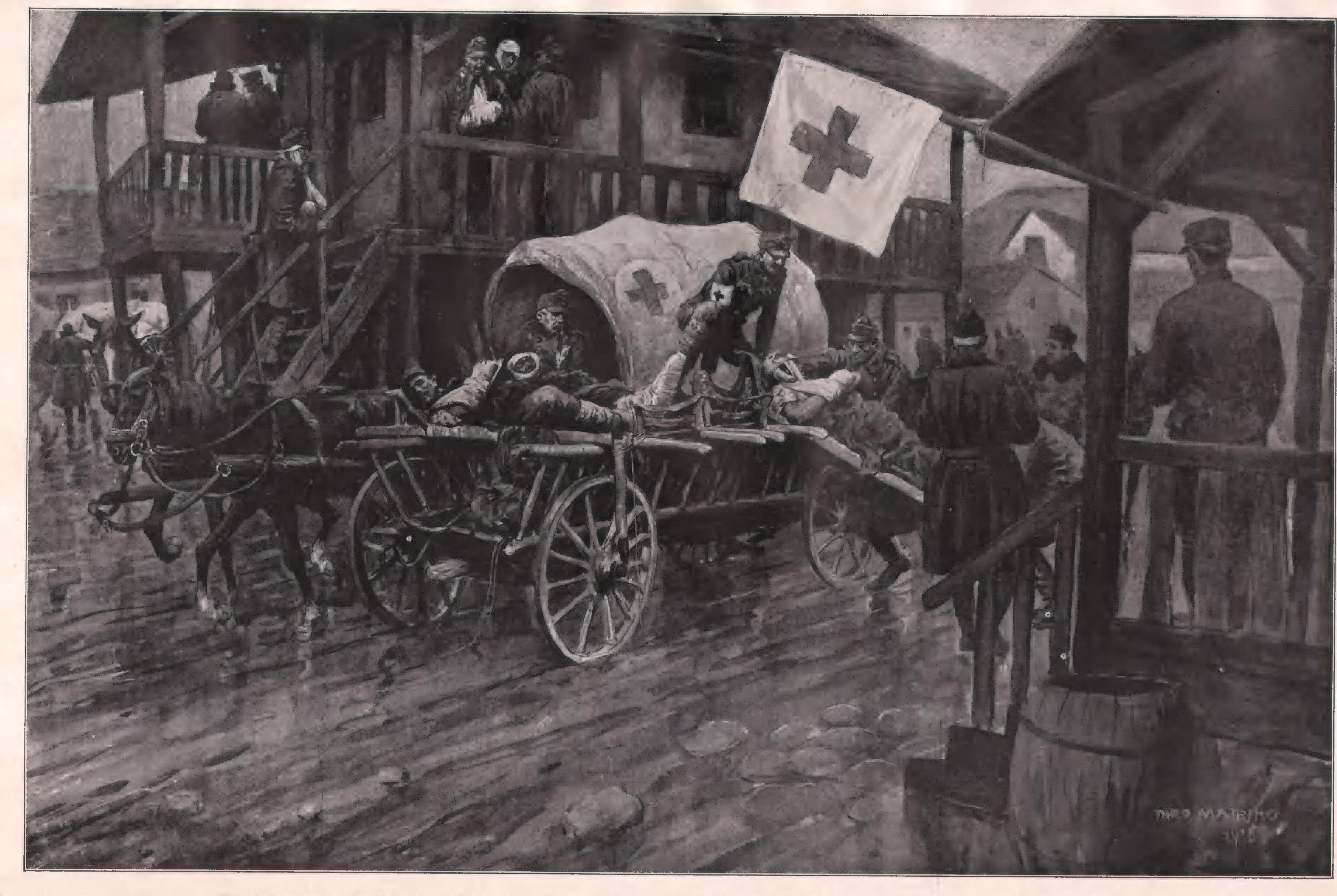
Aus der Zeit des deutschen Vormarsches im Osten: Einzug der 49. Reservedivision in

Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem während des deut



ivision in Warschau nach der Vertreibung der Russen am Morgen des 5. August 1915.

rend des deutschen Vormarsches in Russisch-Polen zugelassenen Kriegsmaler Albert Gartmann.



Vom Kriegsschauplatz in Wolhynien: Ankunft schwerverwundeter österreichisch-ungarischer Soldaten aus der Schwarmlinie in einem Feldspital bei Kowel.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Theo Matejko.

schnitt zwei dunkelrote Rosen, um die Taille eine breite schwarze Schärpe. Sie gefiel mir besonders gut. Als aufmerksamer Wirt der vielen Gäste hatte ich nur wenig Zeit, mich ihr zu widmen, weniger, als mir lieb war. Sie tanzte auch diesmal viel und mit verhaltener Leidenschaft. Eine gewisse, mir sonst fremde Unruhe der Bewegungen und in der Haltung fiel mir auf. Gegen Ende des Festes ging ich plaudernd und ohne bestimmte oder mir bewußte Absicht mit ihr den Gang unter der Hütte entlang, der in die Kajüte führte. Alle Türen standen weit offen. Der ganze Raum unter der Hütte mit den Offizierskammern und der Messe diente, wie immer, als Lauben und Erfrischungsräume. Wir sprachen davon, daß es bald wieder ans Abschiednehmen ginge, und wurden beide etwas weich dabei. Das Gefühl, daß uns eine Trennung bevorstand, wurde plötzlich und stark in uns wieder lebendig. So kamen wir in die Kajüte, die zur Zeit von Menschen leer war. Auf dem Tisch lag ein Album mit neu aufgenommenen Photos. Wir traten beide dicht nebeneinander an den Tisch, mechanisch schlug Hertha das Album auf und blätterte uninteressiert. Dann lehnte sie sich plötzlich mit Kopf und Schulter fast leidenschaftlich, aber wortlos an mich. Mich überlief ein heißer Schauer. Ich fühlte die Wärme ihres Körpers, das leise Zittern ihres vollen Armes, der hart an dem meinigen lag. Eine Art Gefühl von Schwäche, von Widerstandslosigkeit gegen übermächtige Gefühle, ein heißes Begehren von Mann zu Weib überkam mich. Ich sah eine Träne über ihre Backe rinnen, und meine Hand auf die ihre legend, die sie krampfhaft auf den Tisch gestützt hatte, flüsterte ich leise und liebevoll: »Hertha, liebe Hertha!« Draußen im Gange vor der Kajüte gingen lachende und plaudernde Menschen, für uns versank für Sekunden alles übrige ringsherum. Da näherten sich Schritte; einer meiner Offiziere, der mir am wenigsten sympathische, kam herein und fragte, ob jetzt als Zeichen zur Beendigung des Festes die Nationalhymne gespielt werden solle. Ich will einmal aus Faust zitieren, um anzudeuten, was in mir vorging: »Daß mir die Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muß!« Wir waren unwillkürlich einen Schritt auseinander getreten, das Photographiealbum erklärte zur Genüge unsere Haltung und Stellung. Ich stimmte dem Offizier zu. Hertha war nach weiblicher Art gefaßt genug, um ihm gegenüber das Ende des schönen Festes lebhaft zu bedauern. Er ging nach oben zur Musik. Wir folgten wortlos. Im Schwarm der Menschen, der uns sofort umflutete, fehlte jede Möglichkeit, den eigenen Gedanken nachzuhängen oder gar etwa das stumm begonnene Gespräch fortzusetzen. Das »Heil dir im Siegerkranz« ertönte. Die blumengeschmückten Boote legten längsseit an. Allgemeines Abschiednehmen und Danksagen für den »reizenden Nachmittag«. Ich war wieder ganz Kommandant und »liebenswürdiger Wirt«. Manchmal hatte ich das Gefühl, eine eingelernte Rolle als Schauspieler zu spielen oder eine Maske vor dem Gesicht zu haben. Da erschien auch noch Herthas Mann, der gerade noch vor Toresschluß gekommen war, um die Frau abzuholen. Der Schwarm der Gäste verlief sich nach und nach. Hertha und ihr Mann sowie einige nähere Bekannte der Offiziersmesse blieben noch eine Stunde länger. Es war dunkel geworden. Auf der Hütte brannten in bunten Lampions die elektrischen Lampen. Wir saßen dort plaudernd zusammen und genossen die mit der Seebrise einsetzende wohltuende Kühle des Abends. Die Unterhaltung in dem kleinen Kreise war eine allgemeine. Hertha saß, eine köstliche weiße Boa um die Schultern, die ihren Kopf entzückend einrahmte, in einen bequemen Korbstuhl gelehnt, einige Plätze von mir entfernt in der Unterhaltung mit dem Stabsarzt begriffen, der musikalische Interessen mit ihr gemeinsam hatte. Ihre schlanken kleinen Hände mit den blitzenden Steinen hingen schlaff und bewegungslos über die Armlehne des Sessels.

Gelegentlich streifte sie mein Blick. Es war etwas Starres, Lebloses, Träumerisches über ihrem ganzen Wesen, in ihrer Haltung. Sie sprach, so schien's mir wenigstens, fast mechanisch und wie gezwungen. Dem Manne schien dies nach einiger Zeit aufzufallen. Er drängte zum Aufbruch. Hertha erhob keinen Widerspruch. Wir verabschiedeten uns förmlich und gemessen voneinander. Im Boot saß sie neben ihrem Manne, der das Steuer seiner von Farbigen geruderten Gig genommen hatte. Als das Boot ablegte, wandte sie den Kopf nach oben, und ein langer Blick, ein freundliches Händewinken grüßte mich, so glaubte ich es zu sehen, liebevoll, verzeihend, Hoffnung erweckend.

Ich wandelte noch lange am Abend auf der Hütte auf und ab. Herrschergefühle, Eroberungswille waren übermäßig lebendig in mir. Mir war zumute wie in der Zeit des »Frühlingserwachens«, als ich als stolzer Primaner der Jugendliebe nach der Tanzstunde den ersten hingebenden Kuß abrang. Die süße Sünde stand lockend und verheißend, wilde Wünsche entflammend, als Sieger vor der Tür meiner Seele. Daß ich damit der Frau wahrscheinlich zu nahe trat, ihre Gefühle ganz falsch deutete, ein Unrecht gegen sie beging, die vielleicht nur einer momentanen Regung reiner und aufrichtiger Gefühle in weiblicher Schwäche nachgegeben hatte, kam mir gar nicht in den Sinn. Immer wieder erschien mir das Bild Herthas vor meinen geistigen Augen, noch immer glaubte ich die Wärme der Berührung von Kopf, Schulter und Arm zu fühlen. Meine Sinne dürsteten nach einem Mehr. In diesen Gefühlen ging alles andere unter. Ich weiß heute, wie stark die Versuchung an den Menschen herantreten kann, und habe seitdem milder urteilen gelernt, wenn es gilt, menschlicher Leidenschaft Verständnis entgegenzubringen. Nur dürftig schlief ich die Nacht, matt und zerschlagen erhob ich mich zu den Werken des neuen Tages. Der Morgen fesselte mich an den Schreibtisch. Postschluß stand bevor. Einige längere Berichte, die fällig und im Drange des Hafenbetriebes auf die lange Bank geschoben waren, mußten abgeschlossen werden. Der Adjutant hatte gut vorgearbeitet, aber es gab doch allerlei zu ändern. Mitten in der Arbeit kam ein Boot längsseit und brachte einen Brief. Auf dem langen schmalen Kuvert sah ich die wohlbekannten Schriftzüge von Herthas steiler, energischer Schrift. Mit Herzklopfen und dem Mischgefühl aus Freude und Angst riß ich den Brief auf und las:

»Sehr geehrter Herr Kapitän!

Wenn Sie mir vor Ihrer Abreise noch eine Plauderstunde schenken wollen oder können, so sind Sie mir heute oder morgen nachmittag herzlich willkommen. Mein Mann ist heute morgen auf eine seiner Plantagen gefahren. Wenn Sie einen oder mehrere Ihrer Herren mitbringen wollen, so ist es mir sehr lieb. Ich würde dann auch gern noch einige Damen zur Gesellschaft bitten, ganz nach Ihrem oder der Herren Wunsch. Der Tennisplatz steht wie immer zur Verfügung. Der Rasen ist frisch geschnitten. Alles wartet auf Sie. Vor Ihrem Fortgehen wäre ein Wiedersehen doch sehr nett. Bitte um Bescheid an den Boten. Das Auto schicke ich dann zur gewünschten Zeit an die Landungsbrücke. In der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen

Ihre ergebene und einsame
Hertha . . .«

»P. S. Der reizende Nachmittag an Bord ist mir gut bekommen, obwohl ich, so glaube ich, ein bißchen Fieber hatte. Es war wundervoll.«

Ich riß ohne weitere Besinnung den Kasten, wo das Briefpapier lag, auf und warf einige Antwortzeilen auf das Papier des Inhalts, daß ich um fünf Uhr um das Auto bitte. Ob einige der Offiziere mitkommen könnten, wüßte ich nicht. Es sei allerlei zu tun, Postschluß bevorstehend usw. Meine Zeilen lauteten formell wie die Herthas. Der Irrwahn, daß der Brief mehr verhieße, als er sagte, erfüllte mich auch noch jetzt wie etwas Selbstverständliches. Ich kuvertierte den Brief, nahm aus der vor mir stehenden Vase einige Rosen, die noch frisch und schön vom gestrigen Feste übriggeblieben waren, band sie mit einem hübschen japanischen Band zusammen und gab beides dem wartenden Boten. Dann beendigte ich meine Arbeit. Da klingelte das Brückentelephon, und der Signalmaat der Wache meldete mir, ein deutscher Postdampfer liefe in den Hafen ein. Blitzartig plötzlich wurde die Erinnerung an die Heimat, die Meinen in mir wach. Wir hatten relativ lange keine Post bekommen. Vor unserer Ankunft im Hafen war sie über Sibirien und Schanghai geleitet worden. Jetzt kam sie unten herum auf dem Seewege. Irgendeine außerplanmäßige Verzögerung mußte auch dabei sein. Wir hatten also eine ausnahmsweise große Heimatspost zu erwarten. Die Dampfpinasse mit der Postordonnanz fuhr sogleich zu dem Postdampfer. Sie kennen ja alle die Spannung im Schiff und das Stehen der Ungeduldigen und Interessierten vor dem Bureau, wenn im Ausland das Postboot mit den vollen Briefsäcken erwartet wird. Das Sortieren der Briefe nahm, wie immer, noch einige Zeit in Anspruch, die ich ungeduldig abwarten mußte. In mir kämpften zwei Gefühle. Fast empfand ich einerseits das Eintreffen der Heimatspost gerade jetzt als Störung meiner mich erfüllenden Leidenschaft, daneben aber tauchten die Erinnerungen an Frau und Kinder immer stärker auf. Es war mir, als wenn zwei ganz verschiedene Melodien nebeneinander und durcheinander vor meinem Ohr erklangen, beide süß und voll Reiz und doch grundverschieden voneinander. Fast schmerzhaft wirkte dieses Chaos von eingebildeten Tönen auf mich ein. Die Ordonnanz brachte mir meine Post, drei dicke Briefe mit der Handschrift meiner Frau darunter. Ich ordnete sie nach dem Datum und riß den ersten auf, las ihn, dann den zweiten und den dritten. Die Zeit verrann. Der Steward meldete zum zweitenmal, daß das Essen kalt werde. Ich las und las wieder die Briefe, bis ich alles verstanden hatte, alles begriff und mir klar wurde, daß ich mich über mich selbst zu schämen hatte. Ich stellte die elektrische Windmaschine an; dicke Schweißtropfen standen mir auf der Stirn. Die ersten Briefe erzählten das übliche; all die kleinen, lieben Sorgen, die eine einsame Seeoffiziersfrau und Mutter daheim bei beschränkten Mitteln mit Haus und Herd, Dienstboten und Kindern hat. Aber, was der letzte mir sagte, packte mich an Herz und Nieren und zeigte mir den Abgrund, an dem ich gestanden.

»Die kleine Else ist nun außer aller Gefahr. Die Ärzte hatten wenig Hoffnung, als nach der ersten Serumeinspritzung das Fieber gar nicht heruntergehen wollte und die Mattigkeit immer größer wurde. Solche Diphtherie ist eine furchtbare Krankheit. Tag und Nacht war ich bei dem Kinde, das oft vor Schwäche weinte. Sonst war sie so lieb und geduldig, wie sie immer ist. Gottlob! wurde es dann aber doch besser. Der Junge, den ich gleich zu meiner Cousine gegeben hatte, blieb ohne jede Ansteckung. Welch ein Glück! Wie habe ich gezittert und gebangt, wie Dich entbehrt in diesen Tagen der Angst und Sorge! Ein bißchen schwach und erholungsbedürftig bin ich jetzt auch, aber ich werde bald auf die

Beine kommen. Ich gehe mit den Kindern auf drei Wochen nach Zinnowitz, sobald Else reisen kann. Seeluft und Ruhe wird uns allen gut tun. Ich telegraphierte nicht und schrieb im letzten Brief nichts von der Krankheit des Kindes, damit Du nicht unnötig in Sorgen sein solltest. Ich weiß ja, wie Du gerade an der kleinen Else hängst (eigentlich ist das aber ein Unrecht gegen den Jungen!), und wie traurig und unruhig Dich die Nachricht gemacht hätte. Nun ist alles vorüber, gottlob! und Du kannst ganz ruhig sein.

Aber eins will ich Dir noch sagen: So richtig fromm war ich eigentlich bisher nie. Jetzt weiß ich aber, was das schöne Christusdenkmal mit den beiden davorknienden Frauen vor der Garnisonkirche in Kiel bedeutet. Früher ging ich immer achtlos daran vorüber. Wenn ich in den Tagen der Krankheit des Kindes bei kurzen Spaziergängen dort vorüberkam, dann kam's mir so vor, als läge ich selbst zu Füßen des Kreuzes und bäte um das Leben unseres Lieblings.« —

Ich stand auf. Ich war wieder der Alte. Das Häßliche der Leidenschaft der letzten Tage fiel ab von mir wie ein Schuppenkleid. Alles, was gut und rechtschaffen in mir war, kam an die Oberfläche zurück. Ich schwor mir zu, auf dem Wege der Pflicht und der Treue zu bleiben. Mit ganz anderen Augen sah ich jetzt die vor mir auf dem Schreibtisch stehenden Bilder der Meinigen an. Ich begriff nicht mehr, daß ich sie in den letzten Tagen nur flüchtig hatte betrachten, über sie hatte hinwegsehen können. Ich fühlte, daß jetzt gehandelt werden müsse. Über das »Wie« war ich noch nicht im klaren. Da kam der Adjutant und brachte mir ein soeben eingegangenes dechiffriertes Telegramm: »Baldmöglichst Kohlen und Vorräte auffüllen. Nach Ponape gehen. Dort funkentelegraphische weitere Befehle erwarten. Abreisetag melden.« Mein Entschluß stand fest. Noch heute! Ich ließ den Ersten Offizier bitten. Er kam. »Das Schiff geht heute abend um sechs Uhr in See. Kohlen haben wir ja an Bord, Proviant auch. Das Reiseziel soll geheimgehalten werden. Füllen Sie noch nach Möglichkeit Frischwasser auf. Beurlaubungen nur noch in Einzelfällen bis fünf Uhr nachmittags. Die Post soll um vier Uhr geschlossen werden und an Land gehen. Ich bitte um vier Uhr um ein Boot, um die offiziellen Abschiedsbesuche zu machen.« Der Erste Offizier begriff die Dringlichkeit offenbar nicht ganz. Ein gewisses »Schade« lag auf seinem Gesicht, aber er war ein viel zu gut erzogener Offizier, um seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Wir sind immer in bester Weise miteinander ausgekommen.

Ich hatte noch viel zu tun vor der Abreise. Zunächst schrieb ich an meine Frau. Das war ja selbstverständlich. Der Brief sollte noch mit der Hofpost mit. Dann ging ich an meine »Schatzkammer« und suchte nach einer Abschiedsgabe für Hertha. Auf dem Jangtse hatte ich einige Zeit mit einem unserer Flußkanonenboote zusammengelegen, das längere Zeit oberhalb der Stromschnellen tief im Innern Chinas stationiert gewesen war. Dessen Kommandant hatte dort, wo der Strom der Fremden seltener hinkommt, mit gutem Verständnis allerlei Raritäten gesammelt und mir einige davon auf Bitten käuflich überlassen. Darunter war eine besonders fein gearbeitete, aus Tibet stammende bronzene Buddhafigur, die mir des seltsam ernsten, weltvergessenen Gesichtsausdruckes wegen besonders bemerkenswert war. Die wählte ich als Gastgeschenk aus, wickelte sie und den zugehörigen seidengefütterten Kasten sorglich ein und schrieb mit unsicherer Hand einige freundliche, herzliche Abschiedszeilen dazu. Schrieb einen Brief voll Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme im Hause ihres Gatten, für ihre Güte und die frohen Stunden, die sie mir durch Gesang und Spiel bereitet, und sprach von der Hoffnung auf ein frohes, glückliches Wiedersehen in nicht zu ferner Zeit. Die befohlene plötzliche Abreise des Schiffes diente als Entschuldigung für das Unterlassen des Abschiedsbesuches. Für die beifolgende Bronze bat ich um einen Platz in ihrem entzückenden Nippesschrank. Ich hoffte, so schloß ich, daß das ernste Gesicht des entsagungsgewöhnten Buddha eine freundliche Erinnerung an mich nicht stören würde.

Dann fuhr ich an Land und erledigte meine amtlichen Abschiedsbesuche. Dem am Landungssteg wartenden Auto Herthas gab ich Brief und Paket. Mein Boot lag bereit. Punkt sechs Uhr nachmittags kam der Anker aus dem Grunde. Wie wohl war mir, als ich die ersten Maschinen- und Ruderkommandos gab! Mir war's, als flüstere mir eine Stimme zu: »Gerettet!« Ich sog mit Entzücken den Hauch der Seebrise auf der Kommandobrücke ein, frische Luft war um mich, Sicherheit und Heiterkeit erfüllten mich. Meine Offiziere wunderten sich ob meiner frohen Stimmung, sie wären gern noch geblieben und trauten mir ähnliche Gefühle zu.

Weitere Monate gingen dahin. Wir lagen wieder einmal in Schanghai und fühlten uns dort sehr wohl trotz Regen und winterlicher Kälte. Da bekamen wir plötzlich, überraschend für uns alle, die Nachricht, beschleunigt mit dem Schiff die Heimreise anzutreten. Alle Vorbereitungen mußten getroffen werden. Wir mußten zuerst noch einmal nach Tsingtau, wo wir Inventarien aufgestapelt hatten. Die uns bewilligte knappe Zeit für die Heimreise wurde dadurch noch weiter verkürzt. Manche von uns wären gern noch draußen geblieben. Aber so eine Heimreise tröstet doch über vielerlei hinweg. Wir liefen als Zwischenhafen Hongkong an. Dort brachte mir die Post wieder einmal ein Lebenszeichen von Hertha. Bis dahin hatte sie mir nur einmal freundlich und harmlos gedankt für das kleine Abschiedsgeschenk. Unsere Adresse war ihr ja kaum bekannt, die Postverbindungen schwierig. Sie schrieb, sie komme erst jetzt dazu, wieder einmal zu schreiben, sie sei krank gewesen, ziemlich elend, klimatisches Fieber. Es gehe ihr aber gut jetzt. Sie ginge demnächst auf dem Postdampfer »Winfried« mit ihrem Mann für einige Wochen nach Japan; dort wolle sie sich ganz erholen. Ihr Mann habe ihr das angeboten. Sie freue sich sehr darauf. Und dann sprach sie noch, was sie nie oder doch sehr selten getan hatte, fast liebevoll von meiner Frau und meinen Kindern. Wie sie hoffe, sie bei dem nächsten Europabesuch kennen zu lernen, und wie sie sich besonders darauf freue, meinen Liebling, das kleine Mädchen, zu sehen und zu begrüßen. Der Brief endete mit einem Hymnus auf Kinder und Elternfreude. Nie hatte sie sich so zuvor geäußert. Die Tonart war so anders, fast mütterlich — innig.

Ich sah den Dampferfahrplan nach. Der »Winfried« mußte ungefähr um dieselbe Zeit in Singapore sein wie wir, die wir dort Kohlen nehmen wollten. Wenn alles gut ging, war ein Wiedersehen dort möglich. Ich freute mich in Gedanken darauf und sah ihm ohne jedes Bedenken entgegen.

Unterwegs aber, auf dem Wege von Hongkong nach Singapore kamen wir in den Ausläufer eines kleinen Taifuns, der uns nur die Funkentakelage etwas zerzauste, sonst aber dem guten Schiff nicht viel zuleide tat, uns aber doch zu einem Ausweichen und damit Umweg nötigte, wodurch unser beabsichtigtes Eintreffen in Singapore leider verzögert wurde.

Mit Bedauern gab ich den Gedanken an ein Wiedersehen dort auf. An einem Sonntagnachmittag standen wir etwa dreißig Seemeilen vor der Singapore-Straße und freuten uns bei der klaren Luft des lebhaften Dampferverkehrs an dieser Weltstraßenecke. Da kam ein großer Dampfer in Sicht, den wir schon aus der Ferne an Figur und Schornsteinabzeichen sehr bald als deutschen Postdampfer erkannten.

Es konnte nur der »Winfried« sein.

Wir näherten uns ziemlich rasch auf Gegenkurs einander. Auch uns hatte man bemerkt. Unser weißes Tropen-Kreuzerkleid war in der hellen Sonne weithin auszumachen. Ich ließ die Fahrt mindern, um Zeit zu gewinnen. Die Musik wurde an Deck befohlen. Unterscheidungssignale gingen in die Höhe. Ich ließ mit dem Scheinwerfer hinüberwerfen, der »Winfried« möge Kurs durchhalten, ich wolle ihn ziemlich dicht passieren. Dann ließ ich auf Gegenkurs mit ganz langsamer Fahrt dicht an ihn heranhalten. Nun passierten wir einander auf kaum mehr als hundert Meter. Auf beiden Schiffen spielte die Musik die vaterländischen Weisen, »Deutschland, Deutschland über alles« bei uns, und drüben antwortete »Die Wacht am Rhein«. Unser langer Heimatswimpel wehte stolz in weitem Bogen vom Großtopp. Seine blanken Kupferkugeln tanzten über die Schaumwellen unseres Kielwassers. Auf beiden Schiffen waren die Decks voll besetzt. Jubelnde Menschen grüßten einander mit Winken, Mützenschwenken und Rufen. Es war ein Singen und Klingen überall, wie wenn eine große Schlacht gewonnen wäre. Deutsche trafen sich da draußen auf fernem Meer, stolz darauf, derselben Nation anzugehören. Mir wurde wieder einmal so recht von Herzen klar, ich genoß noch einmal von ganzem Herzen das Gefühl, welch ein Glück und ein Vorzug es ist, Auslandskommandant zu sein.

Ich stand oben auf dem Auslieger der Brücke und musterte die Passagiere mit dem Glas. Richtig, da stand Hertha neben ihrem Manne, ganz vorn bei der Ecke des Promenadendecks, frei vom Sonnensegel, noch vor der Kommandobrücke. Sie hatte sich weit nach vorn über das Geländer gebeugt und winkte mit dem Hut, den sie abgenommen.

War das eine Freude für uns beide! Ich sah ihr Gesicht ganz deutlich durch das vorzügliche Glas. Mir schien es, als sei es wie verklärt durch eine Art Schimmer von Glück, und auch der Mann, der neben ihr stand, schien mir so glücklich und zufrieden, wie ich ihn selten gesehen.

Unser Signalpersonal winkte von allen Ecken und Kanten Winkspruchgrüße hinüber, mehr als das knappe und nur dürftig ausgebildete Brückenpersonal des Dampfers abzunehmen imstande war. So zogen wir, die Vertreter des Wehr- und Nährstandes, deutsche Seeleute beide, feierlich und langsam aneinander vorüber. Dann flattern noch Flaggensignale für glückliche Reise auf beiden Schiffen in die Höhe. Die Entfernungen vergrößerten sich. Auch diese Episode war beendet.

Selten in meinem Leben bin ich an einem Abend zufriedener und beruhigter in meine Kammer gegangen. Traumlos schlief ich, Ruhe im Herzen. In die Heimat nahm ich als Bestes mit ein gutes Gewissen und eine liebe Erinnerung an eine verehrte Freundin.

Später, zu Hause, nach Monaten erhielt ich die freudige Nachricht, daß Hertha Mutter eines gesunden Jungens geworden sei. Ihr Glück sei grenzenlos.

Ihr Mann hat sich einige Jahre darauf ganz nach Deutschland zurückgezogen. Frau und Kind bekam das Klima da draußen nicht. Er ging und geht auf im Glücke der beiden.

Wir haben uns öfters wiedergesehen, sind uns treue Freunde geworden und wollen es auch in Zukunft bleiben."



Aus den nördlichen Karpathen: Blick auf die Burg Szepes-Olaszi.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Margit v. Kremnitzky.



Ein Ringkampf bei 60 Grad Sonnenhitze.



Gefangene Engländer von der Irakfront beim Bagdadbahnbau.

Die Türkei im Weltkrieg.

Nach Gemälden des von der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ nach der Türkei entsandten Sonderzeichners Fritz Grotemeyer.



Mit dem U-Boot im Eismeer.

Von einem Unterseebootsoffizier.

„Auslaufen nach der Murmanküste zum Handelskrieg!“. Das ist der kurze Befehl, den der Kommandant unseres Unterseebootes um Mitternacht bei der Ankunft im Ausrüstungshafen erhält. Heller Jubel erstrahlt auf seinem Gesicht, ist es doch eine herrliche Aufgabe, die seinem Boote winkt. Eine aufreibende Nacht und zwei anstrengende Tage folgen. Die Murmanküste ist den Unterseebootsfahrern ein fremdes Kriegsgebiet, Temperatur, Wind und Wetter sind anders als im Atlantik oder in der Nordsee, Handbücher und Karten müssen studiert werden, um einen Begriff von dem zu bekommen, was dort oben zu erwarten steht. Mit dem Morgendämmern beginnt die Ausrüstung, an der jeder an seiner Stelle auf das emsigste mitzuarbeiten hat (Abbild. 1). Für die weite Strecke, die zurückgelegt werden muß, werden besonders große Mengen von Öl zum Speisen und Schmieren der Maschinen an Bord genommen. Trinkwasser wird eingepumpt, in endloser Kette wandern Säcke mit Kartoffeln, Brote, Konserven, Würste, Hartbrot, Frischfleisch und vieles mehr in den Bauch des kleinen Fahrzeuges. Granate auf Granate verschwindet in den Munitionskammern. Langsam und sicher gleiten die silbernen Torpedos in ihre Rohre; jeder wird noch einmal von dem Torpedomaaten, dem fürsorglichen Hüter dieser braven „Aale“, gestreichelt. Die Burschen bringen wollene Schals, Pelzjacken, dicke Stiefel und andere für die weite, kalte Reise unentbehrliche Sachen an Bord, während das gute Zeug, das für den Landgang bestimmt ist, in der Heimat verbleibt. Dann kommen Rotwein, Portwein, Rum und für besondere Erfolge einige Flaschen Sekt an Bord. Die freudige Stimmung, in der sich der Kommandant befindet, überträgt sich auf die ganze Besatzung, obgleich niemand außer ihm weiß, wohin die Reise geht. „Es kann schon etwas winterlich werden! Also warmes Zeug mitnehmen.“ Das ist die einzige Andeutung, die gemacht wird, damit die Besatzung genügend Wollsachen mitnimmt, denn sonst wäre die Kälte doch gar zu arg empfunden worden. Nun geht es noch einmal an Land. Allerhand Kleinigkeiten werden gekauft, vor allem Bücher, von denen es nie genug geben kann, und ein großer Vorrat von photographischen Platten, bietet sich doch sicher manche vorzügliche Knipsgelegenheit für unseren Westentaschen-Goerz. Ritsch, ratsch fährt der Barbier noch einmal durch die Tolle, die sonst während der langen Fahrt zu dem Haarwuchs eines Simson werden würde. Zum Abendessen gibt es ein gutes Stück Braten und dazu manch frisches Glas Bier, wie wir es für Wochen nun nicht mehr sehen werden.

Am nächsten Tage laufen wir aus. Die Kameraden, die traurig daheim bleiben müssen, winken, bringen Hurras aus, und unter den Klängen der Bordkapelle „Deutschland, Deutschland über alles“ geht's hinaus gegen Norden. Noch lange weht das Flaggensignal „Glückliche Fahrt“ den Abschiedsgruß der Heimat.

Günstige Winde bringen das Boot schnell vorwärts, nur an zwei Tagen zeigt die Nordsee ihr wahres Gesicht und macht die Besatzung wieder mit energischem Schütteln und Rütteln seegewohnt. Das schlechte Wetter, das in den Tagen vor der Ausreise herrschte, hat die Nordsee reingefegt. Kein Dampfer ist weit und breit zu sehen, nur in der Nacht werden einige Fischdampfer, dann bei den Lofoten ein Motorsegler passiert, eine etwas eintönige Fahrt. Aber die Natur sorgt für Abwechslung. Starkem Südwind mit langen hohen Seen, die über das Boot hinwegwaschen, folgt schönes Wetter, blauer Himmel und Sonnenschein. In tiefschwarzer Nacht erstrahlt ein herrliches Nordlicht an dem sternenklaren Himmel. Wie die zarten Schleier eines riesigen Lampenschirmes überdeckt der Lichtschein den halben Himmel. Jede Sekunde ändert der Schleier seine Farbe und seine Gestalt, strahlt bald in reinstem Weiß, bald in duftigem Violett, wogt hin und her und fesselt immer von neuem durch seine bizarren Formen. Nur die Wache bleibt unten, sonst steht alles auf der schmalen Brücke und bewundert dieses prächtige Naturschauspiel. Und während oben das Nordlicht am Himmel erstrahlt, leuchtet glitzernd das Meer um das Boot herum. Die See wirft große Glühkörper über das Deck und wetteifert mit dem Himmel, der U-Bootsbesatzung einen wirklich schönen Genuß zu bereiten.

Je mehr das Boot nach Norden kommt, wird es kälter, Schnee- und Hagelböen erinnern daran, daß schon lange das Nördliche Eismeer erreicht ist. Die norwegische Küste ist in Sicht, aber das Nordkap passieren wir erst in der Nacht. Wir runden es in Unterwasserfahrt.

Kaum beginnt der Morgen zu dämmern: „Rauchwolke in Sicht!“ Der erste Dampfer, der Bannware von Rußland nach England bringen soll. Warnungsschuß und Signal bringen die Besatzung bald in die Boote, nachdem der Kapitän seine Schiffspapiere übergeben hat. Zwar erzählt er traurig, daß er schon 40 Jahre zur See fährt und zum erstenmal gezwungen wird, unfreiwillig sein Schiff zu verlassen, aber dann ist er doch glücklich, daß es die letzte Fahrt auf diesem alten Dampfer gewesen ist. Freudestrahlend ruft er, der deutschen Sprache unkundig, uns zu: „She is 35 years old.“ Zwar ein altes Schiff, aber der erste Erfolg ist da, der erste scharfe Schuß ist gefallen, und — der U-Bootsschrecken ist in die Küstenschiffahrt gebracht (Abbild. 3).

Schon naht Nummer zwei. Auch er hat Holz für England und entgeht seinem Schicksal nicht (Abbild. 9). Bei schönem Wetter rudert die Besatzung dem Lande zu und wird bald von anderen Schiffen aufgenommen. Währenddessen verzieht sich ein Dampfer mit schlechtem Gewissen, es ist der „Edam“, rechtzeitig in die Neutralitätsgrenze und ist glücklich, dem Schicksal entronnen zu sein! Wenn es nicht später doch noch anders kommen sollte.

Das Unterseeboot fährt entlang an den weißen Felsenhängen des Nordkyn, des nördlichsten Festlandspunktes Europas (vgl. die Titelvignette) — das Nordkap hingegen liegt auf der Insel Magerö. Und als die Sonne so lacht, die weißen Schneeberge aus dem tiefblauen Meer erstrahlen, da sagen wir uns: Wir haben es doch eigentlich viel schöner als die Touristen, die im Frieden auf eleganten Salondampfern eine Nordlandreise machten, wir genießen diese Schönheit kostenlos nach anstrengender Fahrt weit mehr als sie, und unsere Reise hat einen höheren Zweck, sie gilt dem teuren Vaterlande.

Es folgt nun eine Reihe ereignisreicher Tage. Von Norwegen nach Rußland besteht ein lebhafter Dampferverkehr. Unendliche Massen von Lebensmitteln aller Art für die ganze russische Armee sollen Archangel noch erreichen, ehe das Eis die Einfuhr hemmen kann. So versinkt mancher voll beladene Dampfer in den Fluten, manch schönes Schiff, das nur als Kriegsspekulation gebaut ist und seinem Besitzer schon großen Verdienst gebracht hat. Uns wollen die Gegner durch Hunger vernichten, so sollen sie zuerst darunter leiden! Jede Versenkung ist eine kriegerische Notwendigkeit, wenn auch Millionen Werte in wenigen Minuten in die Tiefe gehen. Da gibt es kein langes Überlegen! Manchmal wird man aber doch von dem schaurig-schönen Schauspiel eines solchen Unterganges gepackt. So möchte ich davon erzählen.

Auf einem Dampfer sehen wir das Oberdeck voll beladen mit Heringsfässern. Das Vorschiff, in das wir die Wunde geschlagen haben, sinkt zuerst. Dann neigt sich das Schiff zur Seite, die Heringsfässer folgen der Neigung und rollen zum Teil über Bord (Abbild. 8). Das Schiff dreht sich um 180 Grad herum und geht schließlich kieloben, Ruder und Schraube zu oberst, die Flagge nach unten ins Meer zeigend, hinab, für über eine Million Mark Heringe mit sich nehmend. Ein Riesenfettfleck von Heringslauge setzt ihm ein vorübergehendes Grabmal.

Ein anderer Dampfer hat einzelne Artillerietreffer bekommen. Der letzte Schuß geht gegen die Brücke und trifft die Zugleine der Dampfpfeife. Sie singt ihm lauttönend einen ergreifenden Sterbegesang und hört erst auf zu heulen, als das Meer sich über dem Schiffe schließt (Abbild. 7).

Während der ersten Tage unseres Aufenthaltes an der Murmanküste herrscht das denkbar schlechteste Wetter, so daß wir große Mühe haben, die Rettung der Dampferbesatzungen zu bewerkstelligen.

Schwere hohe See aus Westen, langandauernde Schnee- und Hagelböen, Spritzer über Spritzer fegen über die Brücke (Abbild. 16). Harte Anforderungen werden da an das Wachpersonal gestellt, denn auf längere Zeit hält auch das beste Ölzeug diese Nässe nicht ab, dazu fegen die Seen alle Augenblicke übers Gesicht und setzen auf ihm eine Salzkruste ab (Abbild. 13). Diese Feuchtigkeit teilt sich auch

1. Ausrüstung für die Fernfahrt im Heimathafen; oben: Nordkyn, der nördlichste Festlandspunkt Europas.



2. Scharfer Ausguck in der Nordsee.

den unteren Räumen des Bootes mit, die nassen Kleidungsstücke der Wache hängen zum Trocknen aus, und in allen Räumen verbreitet sich eine unangenehme feuchtwarme Luft. Dazu kommt das heftige Schlingern und Stampfen des Bootes, das ermüdend wirkt und nicht zur Gemütlichkeit beiträgt. Kein Mittagstisch wird gedeckt, jeder sitzt für sich in einer Ecke und ißt aus einem Napfe sein „Zusammengekochtes“ oder „Leipziger Allerlei“. Während solcher Tage muß das Maschinenpersonal geduldig unten bleiben und kann nur gelegentlich für eine halbe Stunde, nachdem das Boot günstig zur See gelegt ist, zum Luftschnappen an Deck genommen werden. Das Barometer steigt nun langsam von 730 mm herauf, aber erst, wenn es wieder seinen normalen Stand erreicht hat, nehmen Wind und See ab, und die Sonne kommt heraus. Dann ist auch wieder Sonne auf dem Unterseeboot. Alle, die so lange in den Räumen gesessen haben, genießen an Deck die frische Seeluft und die wärmenden Sonnenstrahlen (Abbild. 14). Allerhand kleine Schäden hat die schwere, über das Boot wegfegende See angerichtet. Das Oberdeck ist jetzt wieder betretbar. So läßt sich manches leicht ausbessern (Abbild. 4). Auch unten ist es gemütlicher geworden. Eine weiße Wachstuchdecke liegt blendend auf dem Tische der Offiziermesse. Es gibt als Nachtisch Kirschen, ein bei Seegang zu bewegliches Gericht, und dazu schönen Liebesgabenburgunderwein. In den Mußestunden werden Domino oder Karten gespielt; das Grammophon tritt in sein Recht und schmettert Wagnergesänge durch die Röhre — bis wieder ein Dampfer erscheint. Alle Offiziere sind im Augenblick auf der Brücke und spähen mit Doppelgläsern in die Ferne.



3. Der erste versenkte Dampfer; im Hintergrunde das Nordkap Europas.



4. Nach schwerem Wetter an Deck; allerlei Schäden werden ausgebessert.

Die Geschützmannschaften mannen Munition und halten sich bereit, die letzten Vorbereitungen zum Tauchen werden getroffen. Der Dampfer fährt ganz unter der Küste der Halbinsel Ribatschi, noch in weiter Ferne, nur die Schornsteine und Masten sind, durch die Luftspiegelung verzerrt, zu erkennen. Eine eigenartige Unterhaltung entspinnt sich oben: „So nahe unter der Küste fährt sicher kein Dampfer, das muß etwas anderes sein“, sagt der wachhabende Offizier. „Das ist kein Dampfer, sondern es sind die Schornsteine einer Fabrik an Land.“ — „Kaum denkbar, aber es soll hier große Fischräuchereien geben“, sagt der Kommandant. Alles beruhigt sich, es wird aber näher herangefahren, um die Fabrik besser erkennen zu können. Da plötzlich ändert sich die Luftspiegelung, und klar und deutlich kommt ein etwa 10000 Tonnen großer Dampfer heraus. Alles jubelt über den fetten Bissen, der zu erwarten ist, aber zunächst heißt es, genau ausmachen, wohin der Dampfer fährt, wie wir ihn am besten fassen. „Er liegt nach backbord, ganz deutlich ist die Bugsee zu erkennen“, sagt der Steuermann mit seinen scharfen Augen. — „Unmöglich, er fährt nach Steuerbord“, ist wieder die Ansicht des Wachhabenden. — „Anscheinend läuft er überhaupt keine Fahrt, also wollen wir lieber nicht vorhalten.“ So gehen in siegesfreudiger Aufregung die Meinungen hin und her, bis erkannt wird, daß er hoch auf dem Felsen sitzt und die Brandung gegen seinen Bug schlägt. Er ist bereits erledigt, und traurig halten wir wieder auf See zu, um auf neue Beute zu lauern.

Während der Nacht ist starke See aufgekommen, das Boot wird heftig hin- und hergeworfen. Bald nach Mitternacht kommen die Lichter eines Dampfers heraus, den wir verfolgen. Noch ehe der Morgen dämmert, wird alles zum Angriffe vorbereitet, und in kurzer Zeit donnert der erste Warnungsschuß über das Schiff hinweg. Es stoppt, dreht bei und macht Lichtsignale. Aber nur für wenige Augenblicke, dann läuft es weiter. „Feuer eröffnen!“ befiehlt der Kommandant. — „55 Hundert, Feuer eröffnen“, wiederholt der Artillerieoffizier, und krachend schießt der Feuerstrahl in grauem Morgendunst aus dem Rohr. Kurz darauf ein Aufblitzen bei dem Gegner. Er schießt wieder. „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus, Maschine herunter sagen, wir stehen im Gefecht. Alles auf Tauchstationen!“ Schwer rollt die See von achtern auf, die Geschützbedienung ist an dem Geschütz angegurtet, steht oft bis zur Brust in der See, die sie vom Geschütz wegreißt. Die Leute schlagen an Deck, nur der Gurt verhindert, daß sie weggespült werden.

Unermüdlich wird weitergeschossen, Schuß auf Schuß wird gewechselt, und unten ächzt und kracht die Maschine. Bei dem Schlingern und Rollen läßt sich kaum zielen. Aber alles vergeblich, das Boot wird zu sehr durch die See gehemmt, kann dem schnellen Dampfer nicht folgen, die Entfernung wird immer größer, und traurigen Herzens geben wir die Verfolgung auf. Nach seinen funkentelegraphischen Hilferufen war es der französische Dampfer „Plata“. Leider ist er uns entkommen. Hoffentlich einmal auf Wiedersehen!

Die nächsten Tage entschädigten uns aber reichlich. Während unsere Kameraden in anderen Gebieten manchen mit Munition beladenen Dampfer versenken, begegnet uns erst ein Norweger, dann ein Russe, dann ein Brite. Den ersten, „Kong Magnus“, können wir herrlich zur Unterbringung der Besatzung versenkter Dampfer benutzen, und bald ziehen 50 Russen und 24 Engländer auf ihm ein, die sich mit den Stockfischen in die geringen Räume des Schiffes teilen. — Der russische Dampfer „Tourgai“, 4281 Tonnen groß, voll mit Automobilen, Lokomobilen und anderem Kriegsmaterial beladen, aus Neuyork nach Archangel. 21 Tage ist er unterwegs, und 24 Stunden vor seinem Ziel gerät er in unsere Hände. Da er nach dem Stoppen wieder mit seiner Maschine angeht, zwingen wir ihm mit unserer Kanone unseren Willen auf, wodurch dann auch das Aussteigen der Besatzung angenehm beschleunigt wird. Da kommt auch schon der Brite in Sicht. So fährt schnell ein Torpedo krachend in die Bordwände der „Tourgai“, und in kaum mehr als einer Minute ist das große Schiff, das Kriegsmaterial im Werte von über zehn Millionen Mark enthielt, von der Meeresoberfläche verschwunden (Abbild. 11). Ihm folgt eine Stunde später der englische Dampfer, der Kohlen nach Rußland bringen sollte. Nun geht's unter die Küste, um die Besatzungen an Land zu schaffen. Das Wetter wird immer schlechter, die See immer höher. Am nächsten Morgen weht ein so heftiges Schneegestöber, daß wir kaum zehn Meter weit sehen können. Wir dürfen nicht näher an Land heranfahren, denn wir wissen unseren Schiffsort nicht genau. Als nach Stunden keine Besserung eintritt, der Schnee immer dichter fällt, entschließt sich der Kommandant, auf die Versenkung des „Kong Magnus“ zu verzichten. So entlassen wir ihn mit dem Auftrage, seine Ladung nach Norwegen zurückzubringen. Gerne werden die Besatzungen sicher nicht an den Aufenthalt auf dem „Kong Magnus“ zurückdenken, denn sie haben in dieser Nacht vor Engigkeit und Stockfischluft kein Auge zugedrückt!



6. Besprechung des Kriegsplanes an Bord des U-Bootes.

Nun fahren wir etwas unter der Murmanküste entlang, um uns einmal Rußland näher anzusehen. Normannische Küste hat sie früher geheißen. In über 400 Kilometer Länge erstreckt sich bis zu 300 Meter hohes Felsenland von der russischen Grenze bis zum Eingange des Weißen Meeres. An der norwegischen Küste liegen noch zahlreiche landschaftlich schöne Fjorde und Buchten mit vielen Siedelungen. Im Varangerfjord, unweit des norwegischen Kriegshafens Vardö, endigt die Grenze zwischen Rußland und Norwegen. Je weiter man nach Osten kommt, desto seltener werden die Siedelungen, die Landschaft öder und kälter. So weist die große Halbinsel Ribatschi nur einige Häuser auf, in denen die Besatzungen der von uns versenkten Dampfer wenig freundliche Aufnahme fanden. An ihrer Südostecke liegt eine Funken- und Signalstation. Dann schneidet die Kolabucht weit in das Land ein und endigt bei dem kleinen Orte Kola, der von den Briten im Krimkriege in Brand geschossen wurde. Am Eingange zur Kolabucht liegt Alexandrowsk, der neue eisfreie Hafen Rußlands, der als Stapelplatz für die Waren wichtig ist, die des Eises wegen nicht nach Archangel gebracht werden können. Ganz wesentlich wird aber Alexandrowsk an Bedeutung gewinnen, wenn die Eisenbahnverbindung von hier nach Archangel fertiggestellt ist. Von der Kolabucht verläuft die Murmanküste mit wenig Einschnitten bis zu Swatoinos, der letzten Bucht vor dem Eingange zum Weißen Meer. Der Golfstrom hält die Küste während des ganzen Jahres fast eisfrei, er dringt aber nicht in das Weiße Meer, das von Mitte Oktober bis Mai zugefroren ist. Nur stärkste Eisbrecher werden für den Anfang dieser Zeit eine Fahrrinne offen halten können, dann ist aber Archangel vom Meere abgeschlossen. — Kein Baum, kein Strauch steht auf dem Felsenlande der Murmanküste, nur Tundramoos mit ewigem Eise unter sich liegt auf dem öden Felsgestade, das bereits früh im Herbst mit einer Schneedecke überzogen wird. Während das Meer durch den Golfstrom erwärmt wird, weht von oben der Südwestwind über Schnee- und Eisgefilde scharfe Kälte auf die Fahrzeuge herab, die unten kreuzen.



5. Torpedotreffer auf einem feindlichen Handelsdampfer.

An der Südostecke der Halbinsel Ribatschi liegt die erwähnte Funkenstation Zepnavalak, die zu den Marineanlagen von Alexandrowsk gehört. Als wir an einem schönen Nachmittage nicht unweit dieser Station, deren hohe Masten noch eben durch das Doppelglas zu erkennen sind, eine Zusammenkunft mit einem anderen Unterseeboot abhalten, zeigt sich ein russischer Zerstörer am Horizont. Wir können noch gerade mit Winksprüchen unsere Pläne für die nächsten Tage austauschen, als der Zerstörer auf unser Boot zuhält. Ärgerlich über diese Störung erfolgt der Befehl: „Schnell Munition an Deck mannen, Geschütz besetzen.“ Die Vorbereitungen für das Gefecht werden getroffen, das Geschütz geladen, die Visiereinrichtungen gesäubert, um den Gegner gleich scharf erfassen zu können. Der Kommandant wählt den günstigsten Kurs, um bei Seegang dem Boot eine ruhige Lage für die Beschießung zu geben, der Artillerieoffizier macht seine Berechnungen für das Schießen, der Torpedooffizier bereitet den Torpedoschuß vor. Unten im Boot ist alles auf den Beinen, um die Munition hochzuschaffen und um das Boot nach Angaben des leitenden Ingenieurs in einen Zustand zu versetzen, aus dem es sich in Augenblicken voll Wasser saugen und verschwinden kann. Schon rückt der Zerstörer näher heran. Er hat vier Schornsteine, kein sehr modernes Fahrzeug, aber er kommt doch mit hoher Fahrt auf uns zu. Unsere Kanone eröffnet das Feuer, das er auf große Entfernung erwidert. Nun ändert er den Kurs, dreht den Bug auf uns zu und erschwert uns durch Zickzacklaufen das Schießen,



7. Die Dampfpfeife eines untergehenden Dampfers heult den Sterbegesang.

8. Torpedierter Dampfer mit einer Ladung von Heringen im Werte von ungefähr 1 Mill. ℳ an Bord kurz vor dem Kentern.



9. Sinkender Dampfer bei Sonnenuntergang in der Nähe des Nordkaps.



10. Versenkung eines mit Bannware beladenen Schiffes durch Artilleriebeschießung.



11. Versenkung des russischen Dampfers „Tourgai“.

das für kurze Zeit unterbrochen wird. Erst als er uns wieder seine Breitseite zeigt, sendet unser Geschütz Granate auf Granate auf den Gegner. Da plötzlich saust uns etwas um die Ohren, er schießt mit einem größeren Kaliber als zuvor. Als nun die Geschosse nicht weit vom Unterseeboot aufschlagen, brechen wir das ungleiche Gefecht ab und verschwinden in den Fluten, um unseren Torpedo gegen ihn zu schießen. Unser Kamerad, das U-Boot, mit dem wir uns noch vorher durch Signale unterhalten haben, hat getaucht und versucht ebenfalls unter Wasser an den durch uns gebundenen Gegner heranzukommen. Doch dieser wittert Gefahr und entfernt sich schleunigst. So wird wieder aufgetaucht.

Da das Wetter günstig ist, beschließt unser Kommandant, die Signal- und Funkenstation, die für den militärischen Nachrichtendienst der Russen von Wichtigkeit ist, zu zerstören. Wieder dieselben Vorbereitungen wie vorher. Die Sonne nähert sich bereits den weißen Bergen, also keine Zeit verloren! Die Rauchwolken des Zerstörers sind am Horizont verschwunden; der kann uns also nicht dazwischenkommen; unser Freund bleibt weiter ab, denn ein Unterseeboot genügt für die Beschießung. Bald krachen die ersten Schüsse, deren graue Staubwolken sich immer näher an die Signalstation heranziehen. Da — gerade als dunkler Rauch aus dem einen Hause bricht und uns einen Treffer verkündet, kommt mit höchster Fahrt ein Torpedobootzerstörer des neuesten Typs um die Ecke von Ribatschi. Seine beiden breiten Schornsteine stoßen dichte Rauchwolken aus, er läuft, was seine Maschinen leisten können. „Schnellfeuer!“ Schuß auf Schuß! Aber es ist kaum Zeit, die im Ziel sitzenden Aufschläge zu beobachten, denn schon lange hat der heranbrausende Zerstörer aus ziemlich großen Geschützen sein Feuern gegen uns begonnen. „Zielwechsel!“ Die Kanone wird auf den Zerstörer gerichtet. Nur noch zwei Schuß kommen heraus, die ganz kurz vor dem Gegner ins Wasser schlagen, dann müssen wir schleunigst tauchen, denn er ist schon nahe heran und schießt gut. In Sekunden sind die zehn Mann, die auf dem Turm und am Geschütz standen, im Boot verschwunden, im Wirrwarr hatten sie sich in den Niedergang herunterfallen lassen, gleichzeitig fliegt das Turmluk zu, und in kürzester Zeit ist das Boot mit großer Neigung auf 20 Meter Wassertiefe heruntergedrückt. Über uns ein Knallen und Zischen, der Zerstörer schießt Schnellfeuer auf die Tauchstelle, 30 bis 40 Granaten zerkrachen nutzlos im Wasser. Langsam ändern wir unseren Kurs, um von dem Feinde abzulaufen. Alles ist gespannt, was er nun aushecken wird. Er wird wohl wie sein Vorgänger das Weite suchen. Aber nein! Ein riesiges Krachen und Zittern geht plötzlich durch das Boot, eine Wasserbombe oder ein ähnliches für Unterseeboote gedachtes Geschoß muß wenige Meter von unserem Vorschiff entfernt detoniert sein. Das ist immerhin keine angenehme Situation. Der Kommandant gibt die nötigen Anordnungen, damit jeder an seiner Stelle, falls erforderlich, einem Wassereinbruch entgegenzuarbeiten vermag. Die Kurse werden gewechselt, denn kleine Ölspuren können sonst leicht dem Zerstörer den Weg weisen. Ernstes Schweigen herrscht in allen Räumen, nur in der Zentrale werden Überlegungen gewechselt und — rums — heitere Geschichten erzählt. Das war die zweite Detonation ganz in der Nähe des Bugs! „Bug und Heckraum auf Schraubengeräusche achten!“ Bald darauf die Meldung „Bugraum hört starke Schraubengeräusche.“ Er ist also über uns! Es bleibt uns nichts übrig, als tiefer zu gehen und geduldig weiterzufahren, er wird sich schon noch einmal entfernen. So vergehen 20 Minuten, während deren jedes unnötige Geräusch im Boot vermieden wird. Das dritte Krachen, nicht mehr so nahe wie früher, wird mittschiffs gehört. Schraubengeräusche werden nicht mehr gemeldet, also scheint er uns verloren zu haben. Noch einmal eine Detonation, aber wesentlich weiter ab, dann erfolgt nichts mehr. So bleiben wir noch einige Zeit unter Wasser, essen gemütlich zu Abend, wobei ein Schnäpschen besonders gut tut, und tauchen dann auf. Herrlicher Abendhimmel, aber kein Zerstörer mehr zu sehen.

Jetzt steht in allen fremden Zeitungen, daß mehrere deutsche Unterseeboote vernichtet sind, wir wissen es genau, können aber nichts weiter dagegen machen, als uns in der Nähe der norwegischen Funkenstation Vardö mit lauter Funkensprache zu unterhalten.

Nun geht es hinaus in die Nacht auf Suche.



12. Die Besatzung des rumänischen Munitionsdampfers „Bistritza“, acht Stunden nach der Versenkung auf der Fahrt nach der norwegischen Küste (× der amerikanische Staatsbürger an Bord der „Bistritza“; ×× der Kapitän des Schiffes).



13. Bei schlechtem Wetter an Deck.



14. Luftschnappen der Mannschaft bei gutem Wetter.



15. Das Prisenkommando begibt sich an Bord des englischen Dampfers „Gardepée“.

Bei schönstem Wetter und leichter nördlicher Brise kreuzen wir zwei Tage lang, ohne ein Fahrzeug zu sehen. Wie oft im hohen Norden ist die Luft während dieser Zeit außerordentlich klar und sichtig, so daß wir einen großen Meeresraum überblicken und wohl mit Recht die Einschränkung des Dampferverkehrs als Erfolg unserer Tätigkeit feststellen können. Die Tage werden jetzt immer kürzer, denn wir nähern uns der Zeit der ewigen Dunkelheit. Um 5,30 morgens in tiefschwarzer Nacht sieht der Matrose vom Ausguck, der besonders scharf und aufmerksam den Horizont mit seinem Doppelglas abgesucht haben muß, einen kaum erkennbaren Schatten. Es ist ein abgeblendet fahrendes Schiff. Wir fahren neben ihm her, sehen ihn uns etwas näher an, halten uns dann bei Hellwerden auf einer guten Schußweite und donnern ihm, sobald es die Beleuchtung gestattet, den Warnungsschuß über die Brücke. Keine Gegenwehr, er dreht bei und stoppt. In wenigen Minuten ist sein Boot zu Wasser und kommt zu uns herübergerudert. Der Dampfer ist schwarz gemalt, trägt keine Neutralitätsabzeichen und auch keine Flagge, also anscheinend ein Brite. Der alte Kapitän kommt an Bord und übergibt seine Schiffspapiere. Es ist

der englische Dampfer „Gardepée", der Zink von England nach Archangel bringt. Der Kapitän erhält den Befehl, mit seiner aus 22 Köpfen bestehenden Besatzung an Bord des Unterseebootes zu kommen, da wir 70 Seemeilen von Land abstehen und eine Rettung der Besatzung auf diese Entfernung bei dem kalten Wetter unwahrscheinlich ist. Die Offiziere des Schiffes, alle über 50 Jahre alt, sind Briten von merkwürdig bescheidenem Auftreten, die Leute aber zusammengewürfelt aus verschiedenen Nationen, elend und heruntergekommen aussehend. Sie werden zunächst in die inneren Räume des Unterseebootes geschickt. Währenddessen fährt ein Boot von uns zu dem Dampfer, um ihn zu untersuchen (Abbild. 15). Der Prisenoffizier mit drei handfesten Leuten geht durch alle Räume, um nach wichtigen Papieren zu fahnden. Als er unter die Back kommt, sieht er zu seinem Erstaunen vor einem Verschlage unseren tüchtigen Torpedoheizer mit schußklarer Pistole knien. Gleichzeitig gibt es einen Knall, und — tödlich getroffen sinkt ein Hammel zu Boden. Köstliche Szene! Es waren ihrer drei, von denen zwei tot, der dritte lebend auf das U-Boot gebracht werden. Das gibt eine Freude für die Besatzung (Abbild. 17). Der Hammel, der den Namen „Hansi" erhält, wird schnell der Liebling aller. Er bekommt in der Zentrale ein warmes Lager, wird mit kondensierter Milch, Kartoffelschalen und Stroh von Flaschenhülsen genährt. Er wird bald zutraulich und läuft lustig in allen Räumen umher. Besonders komisch wirkt sein Meckern, wenn beim Unterwasserfahren im Boot völlige Ruhe herrscht. —

Nachdem der „Gardepée" versenkt ist, nehmen wir Kurs unter Land, jetzt die Briten in ihren Booten hinter uns herschleppend (Abbild. 18). Als wir so eine weite Strecke gefahren sind, werfen wir die Boote los. Während des Tages suchen wir die See ab und steuern dann das Nordkap an, um hier die Schiffahrt zu überwachen. Die Hammel, auf der Brücke geschlachtet, liefern zwei kräftige Mahlzeiten. Hammelkotelette und Hammelnieren auf einem U-Boot, das bereits seit Wochen kein frisches Fleisch mehr gesehen hat, können, in der feinsten Küche zubereitet, nicht besser munden.

Am nächsten Morgen in aller Frühe stehen wir vor dem Porsangerfjord zwischen dem Nordkap und Nordkyn. Als die Sonne den Horizont im Osten langsam aufhellt, zeigt sich uns ein bezaubernd schönes Landschaftsbild. Das Meer ist tiefblau und mit weißen Kämmen übersät. Zur Rechten liegen die völlig mit Eis und Schnee überzogenen Hänge der Insel Magerö, an deren Fuß das Leuchtfeuer von Helnäs aufblitzt. Nur eben drei Seemeilen ab sieht auf uns die durch ihre schroffen Gebilde leicht erkennbare Felsenspitze von Sverhold herab. Sie trennt den Porsanger- und Laxafjord, den wir tief hinein verfolgen können. Hohe steile Berge erheben sich an seinen Ufern und geben ihm ein romantisches Gepräge. Weiter nach Osten sind die Erhebungen nicht mehr so gewaltig und senken sich allmählich, bis sie in das Nordkyn auslaufen. An zahlreichen Einbuchtungen liegen größere Ansiedelungen, deren nördlichste, zugleich die nördlichste Ortschaft von Europa, wir durch unser Doppelglas wie ein Kinderspielzeug erkennen. Da erstrahlt der Himmel in wunderbarer Morgenröte über dieser herrlichen norwegischen Landschaft! „Freiwache an Deck!" Dieser Ruf sagt den Leuten, die unten von den Anstrengungen der Wache ausruhen, daß es auf der Brücke irgend etwas Interessantes zu sehen gibt. Sie ziehen sich schnell warm an, denn oben ist es eisig kalt, und kommen noch gerade zur rechten Zeit, wie die Sonne unbeschreiblich schön aus den Schneebergen auftaucht und den blauen Himmel bestrahlt. Alle sind sie an Deck, genießen diesen Morgen, der sicher einen ereignisreichen Tag einleitet.

Und so kommt es auch.

Es geht wieder auf das weite Meer hinaus. Als die Dunkelheit angebrochen ist, sehen wir die Laterne eines großen Dampfers. Es ist leider schlechtes Wetter geworden, und das Barometer steht sehr ungünstig, so daß nur noch mehr Wind und See zu erwarten sind. Der Warnungsschuß donnert in die Dunkelheit hinein, der Dampfer stoppt und wird von uns mit Lichtsignalen angerufen. Unverständliche Morsesprüche kommen zurück. Erst unser Signal: „Send a boat", begleitet von einem scharfen Schuß, übt die erwünschte Wirkung aus, und er antwortet, daß das Boot sofort geschickt wird. Eigenartig schwerhörig ist er auf die Anfrage: „What nation?", die er überhaupt nicht beantwortet. Der Leser wundert sich sicher, weswegen wir uns hier nicht der deutschen Sprache bedienen, aber sie verrät sofort, daß es ein deutsches U-Boot ist, welches hier auf der Lauer liegt, und sie wird auch nicht verstanden. Der Dampfer kommt uns nicht ganz geheuer vor, so bleiben wir gut ab, stets das geladene Geschütz auf ihn gerichtet und den Torpedo klar zum Schuß. Es dauert eine lange Zeit, bis das vollbesetzte Boot zu uns herüberrudert. Der Seegang erschwert das Längsseitkommen. Wir rufen zunächst herüber, um Nation und Ladung zu erfahren. Ein eigentümliches Kauderwelsch tönt zurück. Es ist fast unmöglich, eine Verständigung zu erzielen. Auch das Aussehen der Leute gibt nicht den geringsten Anhalt. Das Boot muß herankommen und die Papiere heraufgeben. Während alles oben auf dem Posten bleibt und auf diesen eigenartigen Dampfer aufpaßt, werden die Papiere in den Turm genommen und geprüft. Welch Erstaunen! Ein Rumäne aus Braila namens „Bistritza". In der Eile ist aus den Ladepapieren zunächst nur zu ersehen, daß er Kriegsmaterial an Bord hat. Der immer stärker werdende Seegang erfordert sofortigen Entschluß, zumal der stilliegende Dampfer in der dunkeln, aber klaren Nacht leicht zum Verräter werden kann. Die Umschiffung der Besatzung auf das U-Boot ist unter diesen Verhältnissen schwierig und zeitraubend. Die Boote, die unseemännisch und ungeschickt gehandhabt werden, stoßen scharf gegen das Unterseeboot, so daß es viele Mühe macht, die Insassen heil an Bord zu bekommen. Die See schleudert die Boote hin und her, spült über sie hinweg, wirft sie gegen die Bordwand, bis sie zertrümmert werden oder kentern. Es bleibt also nichts übrig, als die dreißig Mann starke Besatzung auf dem Unterseeboot unterzubringen, um sie dann in einem norwegischen Hafen zu landen. Der Kapitän der „Bistritza" macht unseren Kommandanten darauf aufmerksam, daß das Schiff eine große Ladung Dynamit beherbergt. So schießen wir es in gutem Abstand in Brand. Von einer schwarzen Rauchwolke umhüllt, flackern hin und wieder Stichflammen aus den Schußlöchern, dann versinkt die „Bistritza", ohne uns das schöne Schauspiel einer gewaltigen Explosion zu gewähren.



16. Marschfahrt bei hoher Dünung; der Bug des U-Bootes gräbt sich in die See ein.

Unter Deck bietet sich währenddessen ein köstlicher Anblick dar. Die beiden von den Rumänen mitgebrachten Hunde jagen in der Zentrale unseren Hammel Hansi, der gewandt über alle Pumpen, Gestänge und Stufen springt. Schließlich ermüdet von der wilden Jagd, vertragen sie sich an der elektrischen Heizung und bahnen Friedensverhandlungen an. Nun betrachten wir uns unsere Gefangenen. Natürlich ist auch ein amerikanischer Staatsbürger dabei, ein ziemlich schmutziger Neger. Dann kommen Rumänen, Griechen, Spanier und noch alle möglichen Völker des Mittelmeeres, die sich durch den Knoblauchgeruch schon von weitem verraten (Abbild. 12). Einige sprechen gebrochen deutsch, so daß sich unsere U-Bootbesatzung wenigstens etwas mit ihnen unterhalten kann. Der Kommandant fragt den Kapitän eingehend aus und erfährt von ihm, daß das Schiff sich auf der zweiten Fahrt mit Munition von Brest nach Archangel befand. Die Munition war für die rumänische Armee bestimmt und sollte durch Rußland durchtransportiert werden. — Jetzt ist auch Zeit vorhanden, die Schiffspapiere eingehend zu prüfen. Da sind wir allerdings erstaunt, welche gewaltigen Mengen von gefährlichem Kriegsmaterial auf der „Bistritza" waren, und wie vielen braven Soldaten wir durch ihre Versenkung das Leben gerettet haben. So führte die „Bistritza" unter anderm an Bord: 20 Waggonladungen Tolit (Dynamit), 60000 Stahlhelme, 10000 Gewehre, 100 Maschinengewehre, 20 Mörser, 1½ Million Patronen für Maschinengewehre, 14 Millionen Kartuschen für Mitrailleusen, 325000 Granaten für Feldgeschütze mit Kartuschen, 3600 12-cm-Granaten mit Kartuschen, 12 Sanitätsautos mit vollständiger Ausrüstung, 88 Touren- und Lastautos, 2 Flugzeugschuppen, 5 Luftballons mit allem Zubehör, Baumwolle, Nickel, Blei, Maschinen, Schwefel, Silicium, Stahl, Soda und Chamotte, alles in großen Mengen. Ferner Lederzeug, Sättel und viel anderes Kriegsmaterial.

Schiff und Ladung hatten nach ausländischen Meldungen einen Gesamtwert von 40 Millionen Mark.

Diese Nacht ist für uns alle ungemütlich. Wir sind froh, als wir am nächsten Morgen die Gesellschaft an einen kleinen russischen Segler abgeben können. Der Kapitän der „Bistritza" war völlig verzweifelt. Er hatte sein Vermögen im Schiffe stecken und außerdem seine Mappe mit mehreren Tausend Mark in der Aufregung in einem Schiffsboote liegen gelassen. Warum fährt er auch zur See!

An einem schönen Tage treffen wir nun noch einmal mit einem anderen Unterseeboot zusammen, auf das der Kommandant zu einer Besprechung hinüberfährt.

Dann wird die Kreuzfahrt weiter nach Südwesten verlegt. Schwerer Nordweststurm macht uns das Dasein wieder sattsam unbequem. Nebenbei müssen wir mit dem Trink- und Waschwasser recht sparen, so daß das Waschen zu einer seltenen Freude und die Einführung von „Wasserkarten" geplant wird. Was nutzt da die schöne Seife, die wir noch an Bord haben!

Wieder ist uns die Nacht einmal günstig. Ein anscheinend leer fahrender Dampfer passiert unseren Kurs. Angehalten, Papiere geprüft, Dampfer „Edam" mit Kaninchenfellen und Hanf nach England. Weit von Land entfernt, nehmen wir die gesamte Besatzung an Bord. Ein Torpedo fährt in das in Deutschland gebaute Schiff, das erst nach dem Vollsaugen der Ladung in etwa zwei Stunden sinkt. Bei der Unterhaltung mit den Norwegern vernehmen wir eine eigenartige Geschichte. — Der Leser sehe sich auf dem Atlas einmal die Mündung des Jenissei an, wie weit liegt sie ab. Nur einen Monat im Jahre, im August, ist sie eisfrei. Zu dieser Zeit war dort der „Edam", hatte sich voll Kaninchenfelle und Hanf gepackt und wollte diese ziemlich wertvolle Ladung nach England bringen. Im Eis beulte er sich den Vordersteven ein, so daß er zunächst nach Bergen zu einer kurzen Reparatur mußte. Auf dem Wege dorthin sah er beim Nordkap ein Unterseeboot, das zwei mit Holz beladene Dampfer abschoß. Das waren wir. Er konnte noch gerade die Neutralitätsgrenze erreichen und entkommen. In Bergen instand gesetzt, nahm er seinen Kurs auf Grimsby. Da wird er von einem Unterseeboot angehalten und nun doch versenkt. Das waren wieder wir!!

Die Norweger leben sich allmählich bei uns ein und werden recht vertraut mit unserer Mannschaft bis auf den Kapitän, der seinen „Edam" nicht vergessen kann.

Mit ihnen an Bord kehren wir in die Heimat zurück und erfahren nun hier durch unsere Kameraden und aus den Zeitungen, welch großen Eindruck unsere Tätigkeit an der Murmanküste gemacht hat, und — daß wir tatsächlich bei der Beschießung der Funkenstation von Jepnavalak durch einen Zerstörer vernichtet worden sind. Um so größer war die Freude daheim, als die erste Nachricht von unserer Rückkehr bekannt wurde.

Wenn auch Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren nicht fehlten, so war sie doch eine ereignisreiche und wirkungsvolle Fahrt, diese Unterseebootsreise nach dem Eismeer.



17. Hammelschlachten an Bord des U-Bootes.



18. Die Boote des „Gardepée" im Schlepp des U-Bootes.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Meinungsaustausch führender Geister.

Kulturarbeit und Volksgemeinschaft. Das Verhältnis von Kulturarbeit und Volksgemeinschaft ist wichtig für jede von ihnen, aber es richtig zu gestalten, ist nicht einfach und leicht. Die Kulturarbeit darf sich nicht an erster Stelle das Gemeinwohl zum leitenden Ziele setzen und darnach ihr Schaffen bemessen; sie könnte darüber leicht eine enge Verbindung mit der Sache und ein Wachstum durch ihre Notwendigkeiten verlieren und, statt aus dem Menschen mehr zu machen, bloßer Menschendienst werden. Eine Scheidung ist unentbehrlich, wenn die Kulturarbeit ihren Geistesgehalt rein und kräftig entfalten soll. Aber die Scheidung darf nicht zu einer Spaltung werden, sollen nicht beide Seiten ernstlichen Schaden erleiden. Eine Arbeit, welche sich völlig vom Volksganzen ablöst und sich um ihre Wirkungen dahin gar nicht kümmert, wohl gar in der Absonderung schwelgt, kann leicht bei sich selbst einen Zusammenhang verlieren, einer einseitigen Spezialisierung verfallen und im Bloßtechnischen steckenbleiben. Die Volksgemeinschaft aber, der die Kulturarbeit nicht genügend zugeführt wird, gerät in die Gefahr eines geistigen Verarmens und eines Unterliegens unter platte Alltäglichkeit; auch kann sie dann unmöglich die rechte Achtung vor jener Arbeit haben. Die Entfernung der modernen Kultur vom ersten Eindruck der Dinge und die technischere Gestaltung ihres Verfahrens haben diese Gefahren gesteigert, die Tüchtigkeit und die Gründlichkeit der deutschen Art tun das ebenfalls, wie denn wohl bei keinem anderen modernen Volk sich die Sprache der Wissenschaft so sehr von der gemeinsamen Sprache abgelöst hat; zugleich aber drängt die gegenwärtige Lage mit ihrer Aufrufung aller Schichten des deutschen Volkes zu gemeinsamer nationaler Arbeit im Felde wie auch zu Hause aufs entschiedenste zu einem engeren geistigen Zusammenschluß, zu möglichster Herstellung eines gegenseitigen Verständnisses und einer gegenseitigen Würdigung. Die Höhen des Schaffens dürfen ihre selbständige Art nicht verlieren, aber sie sollen dabei des Zusammenhanges eingedenk sein und ihn zu verstärken suchen. Unter diesen Umständen gewinnt das Unternehmen der Leipziger „Illustrirten Zeitung", durch ihre Kulturrundschau die geistigen Bewegungen der Zeit weiten Kreisen näherzubringen und zugleich die verschiedenen Richtungen der Arbeit durch eine offene Aussprache untereinander in fruchtbare Beziehung zu setzen, eine aktuelle Bedeutung; wir können ihm daher nur das beste Gelingen wünschen. * * * Rudolf Eucken.

Vom innern Zusammenhalt der Kultur. In aller echten Kultur offenbart sich ein umfassender Zusammenhang, der alles einzelne miteinander verbindet und es zum Ausdruck eines überall gegenwärtigen, gemeinsamen Geistes macht. Vereinzelte Werke, wären sie auch an und für sich bedeutend, wären noch nicht ein Zeugnis für wirkliche Kultur. Was der griechischen Kultur und ebenso der des Mittelalters ihre Größe verleiht, das ist der Geist, der alle ihre Werke zu einer Einheit zusammenschließt. Es ist derselbe Geist, der sich in Baukunst und Malerei, Dichtung und Philosophie, Sittlichkeit und Recht, Wissenschaft und Religion ausspricht. Dieser Geist wirkt als gestaltende Kraft, bewahrt vor unsicherem Tasten und offenbarer Verirrung, er bringt ein inneres Miteinanderleben und gegenseitiges Verstehen der Menschen hervor.

Wenn die Kraft des gemeinsamen Geistes nachläßt, wenn an dieser Stelle eine Spaltung oder Zersplitterung eintritt, so wird ein Sinken der Kultur unvermeidlich, eine tiefe Unbefriedigung stellt sich ein, rousseausche Stimmungen, die in der Kultur eine Macht des Verderbens sehen, werden wach. Ein bedenkliches Zeichen ist es, wenn eine besondere Schicht entsteht, die sich für die feinste Blüte der Kultur hält und für sich einen ausgezeichneten Namen in Anspruch nimmt, wenn etwa die „Intellektuellen" einen besonderen Kreis bilden. Darin gibt sich nicht eine gesunde Höchstentwicklung, sondern eine Krankheits-, eine Zersetzungserscheinung kund. Diese Schicht führt ein höchst bewußtes Leben, sie hat in jedem Augenblick alle erdenklichen Anregungen gegenwärtig, sie entwickelt eine aufs äußerste gesteigerte Beweglichkeit des Geistes, aber es fehlt ihr die ruhige Sicherheit einer wirklichen Überzeugung. Was sie berührt, verfällt dem Zweifel, der innern Zerstörung. Von ihr aus droht eine Verbreitung der Zersetzung, der allgemeinen Antastung der bisherigen Grundlagen.

Möglicherweise ist eine solche Erscheinung notwendig, weil die alte Lebensgrundlage ihre Kraft erschöpft hat, aber ein Neues vermag sie nicht zu schaffen. Aus den Tiefen des Geistes, jenseits von bloß intellektualistischem Gedankenspiel und ästhetisierender Stimmung muß eine Macht hervorbrechen, die eine zusammenhaltende Überzeugung zu verleihen vermag. Ohne dies ist echte Kultur unmöglich. Alle gesunde, wahrhafte Kultur ruht auf in sich gewissen sittlichen und religiösen Überzeugungen. D. Dr. Kalweit.

Ideal und Organisation. Alle Staatsgebilde, die von Philosophen und Dichtern ersonnen wurden, beruhen auf der Idealisierung der Organisation. In der Organisation erkennen wir die Notwendigkeit des Zusammenlebens, aber auch den Feind für das Ausleben der Persönlichkeit. Und in dem Wunsch, beide zu verbinden, entstanden jene eigenartigen Organisationen, die fast nur Puppen oder Idealmenschen, aber niemals Menschen von Fleisch und Blut dauernde Lebensmöglichkeit gewähren könnten. Hier schließt sich der Ring der Betrachtung. Das Ideal ist und bleibt, daß die Persönlichkeit sich entfalten kann und dadurch der Allgemeinheit den höchsten Nutzen bringt. Die ganze Organisation ist verfehlt, wenn sie eine solche Entfaltung aufhebt oder verhindert. Sie hat also den höchsten Zweck und die lauterste Aufgabe darin zu suchen, daß sie jedem Gelegenheit verschafft, das zu werden, wozu er sich am besten eignet, und das zu leisten, was in ihm liegt. Organisation ist und bleibt eine Fessel, keine Kulturmöglichkeit, sondern das Kulturhindernis, und höchste Organisation wird nie etwas anderes erreichen, als eine gut aufgestellte Gefängnisordnung zu sein.

Shakespeare hat in „Sturm" ein weises Staatsmuster gedichtet, Prospero hält durch gute Organisation Kaliban im Zaume und zwingt ihn zur Nützlichkeit, aber Ariel läßt er frei. Für solches minderwertige Zeug wie Kaliban, von dessen Art auf jeder Insel und in jedem Land leider allzu viele herumlaufen, ist die Organisation absolute Notwendigkeit, aber die Luftgeister wie Ariel müssen frei bleiben, wo Persönlichkeiten wie Prospero selbst entstehen können. Eine gute Organisation muß also in ihrem Netz offene Maschen haben, wo jene herauskönnen, für die sie nicht taugt, die darinnen zappeln und elend zugrundegehen, ohne etwas zu leisten, obwohl sie es in sich haben, eine Welt zu beglücken, wenn es auch nur eine ganz kleine Welt ist. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Wohlfahrtspflege oder Wohltätigkeit. Zwischen Wohlfahrtspflege und Wohltätigkeit besteht ein fundamentaler Unterschied, der sich erst in der neuesten Zeit immer klarer herausgebildet hat, aber zum Schaden der sozialen Fürsorge in den weitesten Kreisen noch immer nicht klar erkannt wird. Die Wohltätigkeit beruht auf Geben und Nehmen, sie setzt kein Tun des Beschenkten, keine Entwickelung seiner Kräfte voraus; die Wohlfahrtspflege aber ist kein Geben auf der einen und Nehmen auf der andern Seite, sondern ein gleichmäßiges Tun auf allen Seiten, ist Weckung, Entwickelung und Zusammenfassung der Einzelkräfte zu einem großen Ganzen, zu einer starken Gemeinsamkeit. Die Wohlfahrtspflege hat es also auch nicht mit dem Einzelnen, vornehmlich nicht mit dem einzelnen Kranken oder Armen zu tun, sondern sie faßt immer die allgemeinen Zustände ins Auge, auf die sie so einzuwirken sucht, daß den Übelständen abgeholfen oder vorgebeugt wird. Die Wohltätigkeit ist passiv, die Wohlfahrtspflege tritt durchweg aktiv auf, indem nur derjenige an ihrem Ertrage teilnimmt, der sich nach Maßgabe seiner Kräfte betätigt.

Wer die Entwickelung der öffentlichen Fürsorge in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, wird auch bemerkt haben, wie sich in der Wohltätigkeit, vor allem auf dem Gebiete der Armenpflege, immer mehr die Gedanken der Wohlfahrtspflege durchzusetzen suchen. Und da ist es denn ganz besonders bedeutsam, daß sich auch die Fürsorge für unsere Kriegsbeschädigten soweit wie möglich zur Wohlfahrtspflege im besten Sinne des Wortes erhebt. Die baren Unterstützungen bergen für den noch Schaffensfähigen die starke Gefahr in sich, daß sie auf die Dauer erschlaffend und erlahmend wirken, da der Unterstützte seine Kräfte ja nicht zu regen braucht, um die Unterstützung zu bekommen. Das gilt bis zu einem gewissen Grade ganz besonders auch von den Kriegerwitwen. Darum die große soziale Bedeutung des Kapitalabfindungs-Gesetzes, das die Möglichkeit gibt, die bare Unterstützung sozusagen in ein Produktionsmittel umzuwandeln. Wenn z. B. die Witwe eines Landarbeiters mit drei kleinen Söhnen eine gesetzliche Witwen- und Waisenrente in Höhe von 904 Mark jährlich erhält und mit der teilweise kapitalisierten Rente — nämlich 3550 Mark — einen entsprechenden Landbesitz erwirbt, auf dem sie mit ihren heranwachsenden Kindern ihre Kräfte rühren kann, so muß das als ein Vorgang bezeichnet werden, der ganz im Sinne der Wohlfahrtspflege liegt. Und wie dies Beispiel auf einem wirklichen Falle beruht, der mir eben von einem befreundeten Gutspächter aus Mecklenburg berichtet wurde, so wäre zu wünschen und zu hoffen, daß mit Hilfe des Kapitalabfindungs-Gesetzes die Fürsorge für unsere Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen sich in immer umfassenderer Weise zur wahren Wohlfahrtspflege entwickeln möchte. Prof. Heinr. Sohnrey.

Theater und Staat. Bei Kriegsbeginn sah es aus, als ob nun die Türen aller Theater geschlossen werden müßten, denn, was hinter diesen Türen geboten werden konnte, schien plötzlich unwesentlich und dem schicksalhaften Ernst der Zeit nicht angemessen. Nun ergab sich ja bald, daß das Bedürfnis, ins Theater zu gehen, mit andern Menschen vereint zu sitzen, die von den vorgestellten Bildern der Front qualvoll ermüdete Phantasie abzulenken, sehr groß war. Die Direktoren dachten, den zahlreicher als im Frieden erscheinenden Zuschauern, patriotische oder patriotisch scheinende, schnell gearbeitete, rührselige oder possenhafte Stücke vorspielen zu müssen. Aber die zweite Überraschung war, daß diese Zuschauer nach wahrhaftiger Kunst, gleichviel ob ernster oder heiterer, verlangten, im Gefühl, daß nur Tiefe des Dichters und Hingabe der Darsteller dem Größenmaß der Zeit entspreche. Heute ist es längst eine Tatsache, daß die guten Theater in Deutschland Haus und Kasse so voll haben wie zu keinen Zeiten vor dem Kriege. Damit hat das Theater den Nachweis seiner Kulturwürdigkeit endlich auch für den Blindesten erbracht. Darum kann man das Theater nicht länger als etwas im Staate zu Duldendes, sondern muß es von nun an als etwas dem Staate Notwendiges ansehen.

Und damit ist die Frage nach einer Übernahme der Theater durch den Staat oder, in seiner Vertretung, durch die Städte lebendiger als je geworden. Wie man die Universitäten oder, um ein näheres Beispiel zu nehmen, die Museen aus öffentlichen Geldern unterhält oder unterstützt und nicht verlangt, daß sie vom Geldverdienst abhängen, so muß man auch dem Theater endlich die Wohltat dieser Gerechtigkeit zukommen lassen, es der Unsicherheit eines Geschäftsunternehmens für immer entziehen. Das deutsche Theater ist nicht nur auf dem Wege, das edelste der Welt zu werden, sondern es ist schon dazu geworden, trotz der Widrigkeit der Verhältnisse. Jeder, der Einblick hat, weiß, unter welch kraftraubenden Reibungen, unter welch dauernder Gefährdung: die äußere Publikumswirkung ist allzu entscheidend, die Neuaufführung von Werken junger Dramatiker kann selten gewagt werden. Darum muß auch im kommenden Frieden, wo viele Anforderungen an die öffentliche Geldkraft herantreten werden, trotzdem die Trennung des Theaters vom Geschäft durchgeführt werden: durch Übernahme der Bühnen in staatlichen oder städtischen Besitz, ohne daß dadurch ein schädlicher Einfluß auf den Spielplan durch eine wie immer geartete Zensur entstehen darf. Wilhelm Schmidtbonn.

Deutsch-Ausländertum. Von einigen Blättern wurde ohne ein Wort der Mißbilligung ein Buch über „Deutsch-Franzosentum" besprochen. Die Verfasserin behauptete als Selbstverständlichkeit, daß sie, ein in Deutschland lebendes Kind eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, kein eigentliches Vaterland, keine wahre Heimat habe.

In anderen kriegführenden Ländern hätte man niemals diesen Standpunkt geduldet, Franco-Allemands, Anglo-Germans dürften drüben nicht zu Worte kommen. Den Giftgeifer der Verleumdungskunst unserer Feinde wollen wir gewiß nicht nacheifern, aber hier empfinden wir gleich. In der furchtbaren Not und Gefahr schart man sich um ein Panier, da gilt es nur Für und Gegen, Entweder — Oder.

Abkömmlinge zweier nicht allzu fremder Völker können ja körperlich und geistig erfreuliche Ergebnisse züchten, eine innerliche Stellungnahme zum einen Land muß jedoch unbedingt bestehen, sollen nicht die Vorteile von den Nachteilen überwuchert werden. Bei jeder solchen Verbindung besteht diese Gefahr, und Mischrassen, Grenzgebietler, Zwitterwesen bilden schwerlich die wertvollsten und zuverlässigsten Elemente eines Volkes. Ein Protestant-Katholik wird weder als Stütze der evangelischen Kirche noch als würdiger Diener der römischen Kurie angesehen.

Viele von uns haben von Kindheit an den uns jetzt leider feindlichen Staaten nahegestanden; wir kannten und schätzten ihre Eigenart und Kultur, freundschaftliche, ja auch verwandtschaftliche Beziehungen haben uns verbunden. Auch heute noch lassen wir keinen Haß in uns aufkommen, wie Graf E. Keyserling das neulich eindrucksvoll ausführte: „Lebensbedingung des Hasses ist das Nichtverstehen ... ist Trennung, ist, die Brücke zwischen Mensch und Mensch abbrechen." Wir bestreben uns, bei höflicher Zurückhaltung dem Feind eine verständnisvolle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber unser um sein Leben kämpfendes Land beansprucht klare Empfindungen, ein ungeteiltes Herz. Marie von Bunsen.

Deutsche Erziehung nach dem Weltkriege. Die deutsche Erziehung und die ihr dienende staatliche Einrichtung, die Schule, haben sich in dem Weltkriege bewährt. Beweis dafür sind der unvergleichliche Heldenmut und die erstaunliche Leistungsfähigkeit, die die aus ihr hervorgegangenen Jünglinge und Männer in diesem Kriege gezeigt haben. Zwar kann und darf die Schule diese Eigenschaften unserer Soldaten nicht allein zu ihren Gunsten buchen, sondern sie wird ohne weiteres zugeben müssen, daß auch das Elternhaus und das Leben und vor allem aber die militärische Erziehung an ihrer Pflege und Entwickelung einen ausschlaggebenden Anteil gehabt haben; aber trotzdem bleibt auch für die Schule noch ein gut Teil Verdienst bestehen. So wie nun aber unser Heer, diese militärische Schule, das sich doch wohl in diesem Kriege am allermeisten bewährt hat, deshalb nach dem Kriege nicht in allem auf dem Standpunkt stehenbleiben wird, den es vor dem Kriege einnahm, obgleich es von diesem Standpunkte aus so große Erfolge errungen hat, sondern sich vielmehr immer noch mehr zu vervollkommnen und zu immer größerer Leistungsfähigkeit zu gelangen unermüdlich bestrebt sein wird, so wird auch die bürgerliche Schule nach der glücklichen Beendigung dieses Völkerringens nicht etwa in einem satten Bewußtsein vortrefflicher Bewährung auf ihren Lorbeeren ausruhen dürfen, sondern sie wird vielmehr unausgesetzt bemüht sein müssen, Mittel und Wege zu finden, um ihre bildende und erziehende Kraft immer mehr zu steigern und dadurch das heranwachsende Geschlecht auch für die Lösung der immer schwieriger werdenden Aufgaben geschickt zu machen, die die nächste oder eine nahe Zukunft an das deutsche Volk stellen wird. Dabei wird die Schule nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß zur Lösung jener Aufgaben vor allem Männer von ernster, sittlicher Gesinnung, von starker Willenskraft und von fester Gesundheit erforderlich sein werden, und daß deshalb auch die deutsche Erziehung nach dem Weltkriege ihr Hauptaugenmerk auf eine in einem sittlichen Idealismus wurzelnde Willensbildung und körperliche Ertüchtigung der Jugend wird richten müssen, natürlich ohne dabei die rein geistige Bildung gering zu achten. Professor Dr. Budde.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".



Mutter und Kind. Nach einem Gemälde von Professor Hans Unger.

Ischariotproblem. Von dem Kriege, den wir führen, handelt neben einer Anzahl von Zeitgedichten der Band „Unsere Brüder da draußen“.

Hat Graf Seebach sein Amt als Leiter der sächsischen Hofbühnen dadurch so erfolgreich gestaltet, daß er kenntnisreiche Ratgeber an seine Seite stellte, so wird Herr von der Gabelentz aller Voraussicht nach einen starken persönlichen Einfluß auf die ihm anzuvertrauenden Kunstinstitute zu nehmen vermögen. Und es darf heute schon mit Sicherheit ausgesprochen werden, daß dieser Einfluß ein glücklicher und segensreicher sein wird, weil er von einem Manne — das beweisen seine Schriften — geübt wird, der gleicherweise über ein umfassendes allgemeines Wissen wie über einen vornehmen, geläuterten Geschmack und über eine reiche, kraftvolle und gesunde poetische Anschauung gebietet.

Walter v. Molos „Infant der Menschheit“.

Von W. Schumann.

Die Uraufführung von Walter v. Molos Schiller-Drama „Der Infant der Menschheit“ schien zunächst ein mehr literarisches als volkstümlich-künstlerisches Ereignis zu versprechen. Der Dichter ist als Verfasser eines vierbändigen, von der Kritik viel umstrittenen Schiller-Romans bekannt, dessen Erfolg beim großen Publikum sich erst allmählich steigerte. Da lag es nahe, auf Parallelen zwischen dem älteren Prosawerk und dem dramatischen Seitensprößling zu achten, Beziehungen aufzudecken und allerlei ästhetische Grundsätzlichkeiten sorgsam zu buchen. Der Abend der Uraufführung dürfte Empfängliche bald eines Besseren belehrt haben. Durchaus stand im Vordergrund der Eindruck einer Leidenschaft, der nichts Menschliches fremd ist, die sich rückhaltlos in das Leiden des jungen Heroen der Mannheimer Zeit einfühlt, sich allen Tiefen der Entwicklungszeit des Menschheitdichters als gewachsen erweist und nicht minder den furchtbaren Sieg des Selbstüberwinders zu gestalten fähig ist. Es ist eine Dichtung so entstanden, beinahe übervoll von innerer Bewegung und seelischer Höchstspannung, gebannt in nur wenige, wiederum an Handlung und Erfindung überreiche Auftritte. Die Ereignisse überstürzen sich in atemloser Hast. Am Abend des „Fiesko“-Mißerfolges beginnt das Stück. Schiller verliert nun den Preis der Deutschen Gesellschaft, verliert seine Stellung als Theaterdichter und damit seine wirtschaftliche Existenz, alles durch Ifflands schlaue Machenschaften, die das Stück als Gegenspiel beleben. Erfüllt vom „Don Carlos“, den er schon begonnen hat, sieht Schiller sich von Gläubigern umgeben, von allen Seiten verfolgt. Sein alter strenger Vater kehrt sich nach erschütternder Aussprache von ihm verbittert ab. Charlotte von Kalb, die glühend Geliebte, das Vorbild seiner „Elisabeth“, reißt ihn zu immer fesselloseren Huldigungen hin, die Iffland benutzt, um ihn dem Gatten, Major von Kalb, zu verdächtigen; Kalb fordert Schiller darauf zum Duell. Einzig die treue freundwillige Hingabe des Musikers Streicher rettet ihn vor den schwersten Unfällen, und das Schauspielerpaar Beck, bei dem er wohnt, bietet ihm ein wenig Heimatlichkeit und Zutrauen. Erst die schwerste Not und Gefahr wecken den traumhaft-selbstvergessenen Alles-oder-Nichts-Spieler, zu dem er in Leid und Leidenschaft geworden ist. Streicher ist für ihn in den Schuldturm gewandert; dort trifft ihn Schiller und erfährt, daß der Freund auch das Leben gegen Kalb für ihn wagen wollte; im Jammer des Gefängnislebens aber hat sich in Streicher eine Wandlung vollzogen — bis zum äußersten überreizt, erkennt er in Schillers Lebensdrang das verzehrende Element. Egoist, Beutelschneider, Puppenspieler mit Menschenleben, Verbrecher, mit solchen Worten weist er den Freund von sich. Mitten in dieser furchtbaren Szene kommt Schillern das Wahnsinnige seines Tuns zum Bewußtsein. Über Menschenopfer unerhört wollte er schuldbeladen des Lebens Höhe erzwingen; auch Charlotte hatte er schon für die frevelhafte Flucht gewonnen. Da endlich, durch die Becks, äußere Hilfe kommt, öffnen sich dem Sehenden nun reinere Möglichkeiten. Unter schwerem, viele Hoffnungen vernichtendem Verzicht auf persönliches Glück beschließt er, die Flucht allein durchzuführen. Von Minute zu Minute fällt Stück um Stück Allzumenschliches von ihm ab, im Schlußauftritt bewegt er auch Charlottens endlich entglommene Liebe zum Entsagen, und an der Größe des sittlich Gereiften, an der Hoheit dessen, der nun reinen Sinnes der Menschheit als ihr Dichter dienen will, zerschellt auch die rohe Pistolenmoral des Majors. Mit einem Ausblick auf Schillers Weltsendung endet das Werk; die Spannungen gehen über in das Gefühl, daß ein übermenschlich Ringender den Weg zur Ewigkeit antritt.



Ortsunterkunft eines Regimentes
Links das 1. - Mitte das 2. - Rechts das 3. - Bataillon.
Jnnenwache u. Stab — Ortskrankenstube — Telegraf

Das Geraer Hoftheater hatte die besten Kräfte für dieses, gegen Mängel der Aufführung schon wegen der manchmal allzu knappen und harten, manchmal das Pathetische streifenden Sprache sehr empfindliche Werk eingesetzt, das auch im Aufbau der Szenen die Anforderungen der Bühne hier und da außer acht läßt. Herr Pittschau als Schiller, in trefflicher Maske, traf mehr den Ton des jugendlichen Stürmers als den des geistigen Weltbezwingers; Frl. Seipp als Charlotte zeigte sich der wandlungsreichen Rolle, die tiefe Einfühlung in eine widerspruchreiche Frauenseele erfordert, gewachsen; Herr Berthold überraschte durch eine fein angelegte, naturstarke und innige Darstellung des Streicher. Auch der Vater Schiller wurde von Herrn Fritsch mit kluger Sicherheit in seinem harten und doch nicht unmenschlichen Wesen erfaßt. Das Publikum dieser erstaunlich leistungsfähigen Bühne gab den tiefen Eindrücken der Dichtung bald ergriffen nach und bereitete dem Dichter einen vollen, unbestrittenen Erfolg.

Ende des redaktionellen Teils.







Allgemeine Notizen.

Unser Wirtschaftsleben bedarf zu allen Zeiten, jetzt und in aller Zukunft mit zwingender Notwendigkeit der Reklame. Nur unter ausgiebigster Zuhilfenahme der Reklame können wir verlorene Märkte wieder gewinnen, der List unserer Feinde begegnen, kurz unser Wirtschaftsleben vorwärts bringen. Dies mögen sich alle gesagt sein lassen, deren Gesichtskreis und Gedankengang außerhalb der so überaus segensreichen, in der Reklame gipfelnden Werbetätigkeit des kaufmännischen, industriellen, landwirtschaftlichen, gewerblichen und Verkehrslebens liegt. Maßgebende Kreise erkennen denn auch rückhaltlos die Bedeutung der Reklame an und würdigen sie in vollstem Maße. Wer der Reklame fernsteht oder ihr aus gewissem Vorurteil abhold ist, lasse sich vom Verein Deutscher Reklamefachleute E. V. in Berlin W. 9, Potsdamerstraße 4 den Sonderabdruck seines Briefwechsels mit dem Reichsamt des Innern vom September 1916 kommen.

Ausstellungswesen. Die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie" hat jüngst ihr Jahrbuch für 1917 zur Ausgabe gebracht, das — mit einem warm empfundenen Nachruf für das am 15. Juni 1916 verstorbene und um die Kommission hochverdiente Vorstandsmitglied Seine Exzellenz Dr. Karl Lingner, des vorbildlichen Organisators der welthistorischen Dresdner Hygiene-Ausstellung 1911 eingeleitet — als wesentlichsten Bestandteil eine bemerkenswerte Abhandlung über das Ausstellungsunwesen bringt. Diese überaus interessanten und eingehenden Ausführungen stützen sich auf reiche Erfahrungen, die die Kommission während ihres nunmehr zehnjährigen Bestehens über Winkel- und Schwindel-Ausstellungen und deren Veranstalter gesammelt hat, zugleich wertvolle Fingerzeige für die Bekämpfung der Auswüchse auf dem Gebiete des Ausstellungswesens. Sie verfolgen den Zweck, die ausstellende Industrie vor Schaden und unnötigen Ausgaben zu bewahren. Den Schluß des Jahrbuches bildet wiederum ein Verzeichnis der abgehaltenen, aufgegebenen und neuerdings geplanten in- und ausländischen Ausstellungen; letztere nur insoweit, als sie der Kommission bei den aus dem Auslande nur spärlich fließenden Nachrichten bekannt geworden sind. Des ferneren sei auf das von der Kommission unlängst herausgegebene Verzeichnis ihrer Ausstellungs-Plakat-Sammlung hingewiesen, das eine Fülle in- und ausländischen Materials enthält.

Verein Deutscher Maschinen-Ingenieure (Berlin SW 68, Lindenstraße 99). In der unter Vorsitz Sr. Exzellenz des Wirklichen Geheimen Rats Dr.-Ing. Wichert abgehaltenen Versammlung wurde beschlossen, den Eisenbahntruppen 3000 Mk. für Liebesgaben zukommen zu lassen. – Herr Regierungs- und Baurat Höfinghoff gab kurze Erläuterungen zu den im Auftrage des Ministers der öffentlichen Arbeiten vom Königlichen Eisenbahn-Zentralamt ausgeführten Versuchsfahrten mit Dampflokomotiven. Sodann hielt Herr Geheimer Regierungsrat Dr.-Ing. Theobald einen Vortrag über den „Metallschlauch und seine Herstellung". Dieser Vortrag war von zahlreichen guten Lichtbildern begleitet und fand lebhaften Beifall und großes Interesse; er wird demnächst veröffentlicht werden.

Das 151. bis 165. Tausend des „Agfa"-Photohandbuchs ist soeben erschienen. Wie wir hören, war von der „Agfa" (Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation) geplant worden, das „Agfa"-Photohandbuch in geänderter Form herauszugeben, indes wurde die Zusammenstellung des neuen Werkes durch dringendere Aufgaben, die während des Krieges erledigt werden mußten, bis jetzt verhindert. Da auch in absehbarer Zeit ein Arbeiten an der Neugestaltung ausgeschlossen ist, so mußte dem vielseitig geäußerten dringenden Wunsche Rechnung getragen und ein nochmaliger Neudruck in seitheriger Form in die Wege geleitet werden. Dieser Neudruck liegt in dem 151. bis 165. Tausend jetzt vor. Er ist einer genauen Durchsicht unterzogen und um die neu herausgegebenen „Agfa"-Erzeugnisse: Rollfilme und Farbenplatten bereichert worden. Bei der großen Vorliebe, welcher sich das „Agfa"-Handbuch in Fach- wie Amateurkreisen seit vielen Jahren erfreut, ist anzunehmen, daß auch die neugedruckten 15 000 Exemplare sich des gleichen Absatzes erfreuen werden, wie ihre Vorgängerinnen, umsomehr als der nur wenig heraufgesetzte Verkaufspreis (50 Pfg. statt 30 Pfg) nicht entfernt den enorm gestiegenen Papier- und Herstellungskosten Rechnung trägt.

„Die Ausgewiesenen." Von Clara Schott (Deutsche Handels-Gesellschaft, Leipzig 1916). Die Verfasserin schildert in lebendiger Weise das Leben und Treiben in der russischen Kolonie in Leipzig vor und während des Weltkrieges. Sie beleuchtet scharf die uns wesensfremden Züge des Russen; sein auch in gebildeten Kreisen geringes Reinlichkeitsbedürfnis, das leidenschaftliche Temperament, das zu jeder Gewalttat fähig ist. Daneben wird das Verhältnis der Geschlechter zueinander betrachtet, so auch die sklavische Unterwürfigkeit der Frau dem Geliebten gegenüber. Mit einer gewissen Spannung folgt man den in rascher Folge wechselnden Bildern.

Wintersport in der Schweiz. Das Zentralbureau Luzern des Verbandes Schweizerischer Verkehrsvereine veröffentlichte jüngst das Sport-Programm Schweizerischer Winterkurorte 1916/17, das eine übersichtliche Zusammenstellung der in den verschiedenen Winterstationen vorgesehenen sportlichen Veranstaltungen enthält. Wie aus dem Programm ersichtlich, stehen die Schweizerischen Wintersportplätze auch heuer in gewohnter Weise im Betrieb. Skiwettbewerbe, alle Arten Schlittenrennen, Schneeschuh- und Eislaufwettbewerbe usw. sind in großer Zahl angesetzt, was erwarten läßt, daß die Schweizerische Wintersportsaison, soweit die Zeitverhältnisse dies gestatten, recht belebt werden wird. Das Sport-Programm kann vom Schweizer Verkehrsbureau, Berlin N. W. 7, Unter den Linden 57/58 bezogen werden.

Hansa-Lloyd

Hansa-Lloyd Werke A.G.
Bremen

Personenwagen, Lieferwagen, Lastwagen, Omnibusse.

O. Kuhler



Wybert TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Liebesgabe

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2.– oder Mk. 1.–.

Germania

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditäts-fall. Aussteuer- u. Leibrenten-Versicherung.

Sicherheitsfonds: 445 2/3 Millionen Mark.

Dividende an die Versicherten nach Plan B bis zu 100% der einzelnen Prämie.

Todesfall-Versicherung ohne ärztliche Untersuchung mit garantierten Leistungen.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Stolzenberg Privatzimmer und Bureau-Möbel

Katalog kostenlos

Fabrik Stolzenberg
in Oos-Baden und Berlin SW. 68.

Nr. 318. Mk. 40.–

Seifenfabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschstück. 31 jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel Mk. 3.95 frei Nachn.
P. Holfter, Breslau S 188.

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekt kostenlos. J. J. Weber, Leipzig 26.

Emser Wasser

Eine vorzügliche, in Anlage u. Betrieb billige
Heizung für das Einfamilienhaus
ist die Frischluft-Ventilations-Heizung
In jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt C.
Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf., G. m. b. H., Frankfurt a. M.
Für Österreich und Ungarn Lieferung ab Wien.



Lieferantin für die Armee und Schulen



Türpuffer
gegen das
Zuschlagen von Zimmertüren,
tausendfach empfohlen, in 3 Größen, bronziert, weiß u. vernickelt, durch
C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.





Kocht Rationell
mit wenig Wasser wie im Dampftopf
Und Brät Ohne Fett.
Vorzügl. Kuchen-Backapparat.
Wird über das Herdfeuer oder die Gasflamme gestellt.
Jedes vorhandene Kochgeschirr verwendbar.
Zu beziehen d. alle einschl. Geschäfte.
Preis M 2.50. Krubof-Kochbuch 25 ₰.
Fabrik Sanitas, Berlin N. 24.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Inseraten-Vertretung für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferenez tér 3.